

Das Erbe der Ahnen

dem deutschen Volke in Wort und Bild zugänglich zu machen ist Aufgabe und Ziel unserer Verlagsarbeit. Sie umfaßt daher Forschung und Lehre über Raum, Geist und Tat des nordrassigen Indogermanentums. Sind doch in ihm jene unüberwindlichen Kräfte beschlossen, die seit Jahrtausenden fortwirken und aus denen wir wie unsere Ahnen auch heute empfangen:

Erbe, Glauben, Tat.



Verlags-Prospekte erhalten Sie in jeder Buchhandlung oder vom Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem.

1512 Monatshefte für Germanenkunde · Heft 11 · November 1941

Germanen



W.H.O.

VERLAG
BILDTEXT
BUND 7

Inhaltsverzeichnis

Otto Stelzer	Der Reiter	401
Georg Meißner	Das Sonnenroß und sein Reiter	409
Siegfried Lehmann	Martinstag - 11. November	422
Otto Uebel	Hellige Berge im Elsaß	428
Die Hundgrube	Dachziegel als Sinnbildträger	434
	Zum „Stundenbuch“ der Anne de Bretagne	438
Die Bücherwaage	Edmund C. Stengel: Der Stamm der Hessen und das „Herzogtum“ Franken	439

Das Umschlagbild, gestaltet von Eugen Herdinger, Augsburg, gibt eine Zeichnung von Wolf Huber „Landknecht“ 1512 wieder.

»Germanien« Monatshefte für Germanenkunde

Zeitschrift aller Freunde germanischer Vorgeschichte. Herausgegeben von der Forschungs- und Lehrgemeinschaft „Das Ahnenerbe“. Hauptgeschäftsführer: Dr. J. D. Plassmann, Berlin-Dahlem, Pücklerstraße 16. Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11.

13. Jahrgang, Neue Folge Band 3, Heft 11.

Bezugspreis: Einzelheft RM. -.60, 3 Hefte vierteljährlich durch die Post RM. 1.80. Zahlungen: Postcheckkonto Leipzig 9978. - Bezug durch Post sowie durch den Buch- und Zeitschriftenhandel. - Beilagen und Anzeigen werden z. B. nach Preiskliste 1 berechnet. - Falls bei Postzustellungen unserer Zeitschrift „Germanien“ Unregelmäßigkeiten auftreten, bitten wir zunächst diese bei Ihrem Briefträger, dann erst bei dem Ahnenerbe-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, zu beanstanden.



Otto Stelzer: Der Reiter Eine Betrachtung des Reitersteins von Hornhausen

Es ist uns zur zweiten Natur geworden, unsere Vorzeit wenig im Hinblick auf den Menschen selbst zu sehen. Wir sind verhängnisvoll einseitig, wenn wir immer nur von Gruppen und Stämmen, Stilen und Typen oder Form und Stoff reden (1). Wir vergessen, daß es zu allen Zeiten die großen Individualitäten waren, die überragenden Persönlichkeiten, die das Zeitmaß des Vormarsches und die Größe der Leistungen bestimmten. Sobald wir den Bereich der schriftlich überlieferten Geschichte betreten, richten sich die Führernaturen auf, um sie rankt sich das Geschehen, seien sie Fürsten und Krieger, Priester oder Künstler. Die mittelalterliche Kunst - so einheitlich ihr stilistisches Gepräge auch ist und wie reich die Beziehungen von einem Kunstwerk zum anderen - sie zeigt doch immer wieder zwar namenlose, aber festumrissene Persönlichkeiten. Oft stehen sie eng nebeneinander: Der Bamberger, der Magdeburger, der Naumburger Meister. Aber jeder hat sein eigenes Gesicht. Doch wird man dem Genie in der Vorgeschichte gerecht?

Wir haben früher an dieser Stelle Kunst und Stile der ältesten Epochen betrachtet (2) – wie aber steht es mit dem genialen Künstler der Vorzeit? Es wird und muß ihn gegeben haben. Und es gibt Wege, ihn zu entdecken, aber dann muß man das summarische Sehen aufgeben und vom Allgemeinen zum Besonderen, zum Einzelwert und Einzelfall vorstoßen. Das versuchen wir hier.

Heute weiß jedermann, daß für die germanische Vorzeit Mensch und Tier noch nicht Ziel künstlerischer Gestaltung waren. Eine echt „spürselige“ Epoche, goß die Vorzeit allen Künstlergeist über das abstrakte (und mehr oder minder unpersonliche) Mittel des Ornaments auf Gegenständliches aus, kleine nüchterne Vielfältigkeiten beseelend, Organismen neu schöpfend, aber nicht nachahmend. Immerhin ist figürliches Schaffen nicht vollständig unbekannt. Und es kann nicht verwundern, wenn wir gerade hier – fern vom Herkömmlichen und Normalen – „persönliche“ Züge ganz deutlich erkennen. Da braucht man nicht auf Fremdelustfälle zu schließen – sie lassen sich meist gar nicht nachweisen – sondern darf mit mehr Recht hier einmal den kühnen Einzelgänger, den genialen „Erfinder“ sehen. Wir nennen den Kriegermeister vom Ende der Steinzeit oder den Meister von Trundholm mit seinem Sonnengespann.

Besonders felt der Zeitwende häufen sich solche Beispiele. Das beste, was von dem damals Geschaffenen erhalten ist, nennen wir den „Reiterstein von Hornhausen“; ein wirklich gentiles Werk, zwingt es noch uns heutige zur Bewunderung und zur Vertiefung (Abb. 1).

Dem mit früher Kunst nicht Vertrauten mag es scheinen, als hängten wir hier große Worte an eine gelungene Sache. Darum sei zunächst das Terrain untersucht, auf dem sich das bescheidene Relief befindet: Es hat eine Reihe Artgenossen neben sich. Sehen wir zu, wodurch es sich von seiner Umgebung unterscheidet. Der Reiterstein, der wohl noch dem 7. Jh. entstammt, ist selbst nur ein Teil von weiteren, ähnlichen Darstellungen, die leider nicht erhalten sind. Steinreliefs tauchen auch sonst auf. Der Stein von Niederdollendorf zeigt u. a. einen unbekleideten Lanzenträger, der eine sogenannte Hierscheibe auf der Brust trägt. Die „Hierscheibe“ stellt sich somit als wichtiger, wahrscheinlich dem Kult verbundener Gegenstand heraus. Solche Durchbruchscheiben kennen wir von verschiedenen Stämmen. Die schönsten finden wir bei den Alamannen. Und hier taucht auch das Reitermotiv in einer Form auf, die wir am ehesten als Vorbild für das Werk von Hornhausen ansprechen dürfen (Abb. 2).

Sieht hier das Vorbild – und die Durchbruchscheiben gehen ja auf alte Tradition zurück – so ist bewundernswert die Tat der künstlerischen Umgestaltung. Es ist nicht allein die Anwendung des Steins und die Übertragung in ein größeres Format, es gibt etwas, das den Meister von Hornhausen aus seiner Umgebung herausrückt und von seinen Vorbildern weit entfernt. Das ist die ganz besondere Einprägsamkeit der Form. Das ist die kühle, vorbildhafte Monumentalität. Es ist die gewollte Vereinfachung, die so ungeheuer wirkt und unvergänglich ist. „Man ahnt die Fernen, die der Reiter durchritten, die Kämpfe, die er bestanden hat“ (Hubert Schrade). Es liegt Ergreifendes in dem zurückgelegten Haupt des Kriegers. Kein stürmisches, aber ein unabänderliches „Vorwärts“ steckt in den nach dem fernen Ziel gerichteten „Hauptern“ von Reiter, Ross und Lanze. Welche große Kunst der Gestaltung gehört doch dazu, ohne jedes äußere Mittel oder Attribut den Schicksalsgedanken vor die Sinne zu führen und die Welt der nordischen Heldensage zu beschwören!

Wie kommt diese Wirkung zustande?

1.

Es ist nun einmal so, daß wir in den Genuss der alten Kunst erst durch die Zerlegung der Form gelangen können.

Man kann experimentell den Schwerpunkt der Figur ermitteln. Er liegt genau auf dem Schnittpunkt der Diagonalen des Bildrechtecks. So gesammelt und ausgewogen, so geschlossen ist der Aufbau. Das bedingt den Eindruck der Ruhe, ohne den Monumentalität, die immer in sich den Begriff der „Dauer“ birgt, nicht denkbar ist. Aber diese Ruhe wirkt nicht steif und gefroren. Es ist nicht die Ruhe der Erstarrung, sondern eine solche der Strahlung! Wie der



Abbildung 1 (auf Seite 401). Reiterstein von Hornhausen, Kr. Oschersleben, Prov. Sachsen (Halle, Landesanstalt für Volkskunde). Abbildung 2 (oben). Alamannische Durchbruchscheibe von Bäumlingen in Baden (Landesmuseum Karlsruhe). Aufnahmen Bildarchiv zur Vor- und Frühgeschichte bei der Staatlichen Bildstelle.

Schild, dieses glückliche Motive der Mitte, das Bild der Sonne enthält mit seinen nach außen strebenden Strahlen; so strecken sich Glieder und Waffen von Ross und Reiter nach allen Seiten aus (Abb. 1).

Die Geschlossenheit des Aufbaues wird unterstützt durch den Beziehungsreichtum der Linien. Hier ist jede Linie unverrückbar am rechten Platz. Drehen wir beispielsweise den hinteren Teil des Lanzenchaftes in Gedanken heraus, sofort sind Gleichgewicht und Harmonie dahin. Drehen wir die Lanze in irgend eine andere Richtung, sofort entsteht ein Mißverhältnis zwischen den jetzt so stark sprechenden leeren Räumen. Wenn aber eine Komposition keine Weglassung und keine Verschiebung duldet, ohne sich selbst aufzugeben, so ist sie eben schlechterdings meisterhaft.

Der tectonische Aufbau des Bildes (der „Bildbaugedanke“) setzt die Jahrtausende alte Überlieferung der Ornamentik voraus. Eng verbunden mit der Ornamentik aber ist die Graphik. Wie das Ornament auf die tectonischen Verhältnisse des Trägers eingehen muß, so fühlt sich

die Graphik an den Rahmen gebunden, den sie mit ihrem Leben erfüllen will. Wie wir aber die Schwarzweißkunst des Kistgraves als dem Wesen der Graphik verwandt schilderten (3), so gilt es hier: Dies ist zwar ein Relief, aber zur Plastik können wir es kaum zählen. Plastisch nennen wir die gewölbte Form. Dies sind nur erhabene Linien, es ist „plastisch gemachte“ Graphik.

Eines der herrlichsten Meisterwerke der Graphik, Dürers „Ritter, Tod und Teufel“, zeigt – wie oft erwähnt wird – sehr nahe Beziehungen zum Ornamentalen (Abb. 3). Die künstlerische Größe liegt hier formell in einer komplizierten Verschlingung aller Einzelheiten zur Einheit. Der Grundgedanke der Komposition aber ist der gleiche, der auch dem Hornhaufener Reiterstein zugrunde liegt: Trotz aller Einzelheiten von Spat und Landschaft, die Dürer uns zur Schau bringt, wird die gesamte Bildfläche von Ross und Reiter beherrschend eingenommen. Pferd und Mann berühren fast an allen Seiten den Rahmen. Die Lanze aber ist in Wahrheit die Balanzierstange, die, ein über den ganzen Bildraum gehendes Motiv, wesentliches zur Erhaltung des Gleichgewichtes beiträgt.

Vieles von diesen Gedanken wurden vom Meister von Hornhausen fast ein Jahrtausend vor Dürer verwirklicht. Die Fülle der Gestalten freilich fehlt hier. Im Vergleich der beiden Reiter wird offenbar, wie falsch das vielzitierte Wort vom „Horror vacui der Primitiven“ ist. Um den Hornhaufener Reiter ist viel freier Raum, der die „Erhabenheit“ des Ganzen, die wir hier wahrlich und übertragen nehmen, trefflich unterstreicht.

Freilich liegen ganze Welten zwischen Dürer und dem Reiterstein. Der Hornhaufener Meister hat sich nicht um die Anatomie des Pferdes und ebensowenig um die Proportion der menschlichen Gestalt bemüht. Aber was hier als Mangel erscheint, wird durch das reichere Beziehungsleben der ornamentalen Formwerte ersetzt, und hierin ist der Meister eine echte vorzeitliche und mittelalterliche Erscheinung zugleich. Um dieser Beziehungen willen wird ohne Zögern die „natürliche“ Form zerlegt. Auf die „wirklichen“ Größenverhältnisse, etwa von Kopf und Rumpf oder Mann und Pferd kommt gar nichts an. Auch der romanische Löwe von Braunschweig hat nichts mit der Naturgeschichte zu tun. Aber groß ist bei ihm das Erlebnis der reinen Form, deren mathematische Grundlage übrigens das Dreieck ist.

Auch im Hornhaufener Reiterstein bildet das Dreieck ein immer wiederkehrendes, leitendes Motiv. Es erscheint als Hieronament auf dem Rücken des Pferdes, rein dreieckig ist die Mähne des Tieres, sind die Schenkel von Mann und Ross gebildet. Dem Dreieck angenähert sind der Rumpf des Hengstes, wie auch die freien Flächen zwischen den Gliedern. In zwei große Dreiecke endlich zerlegt die Lanze den rechteckigen Bildraum. Auf den schrägen Ärgern der Lanze kam es dem Meister so sehr an, daß er es für nötig hielt, ihren Verlauf auch dort, wo der Rumpf des Pferdes sie teilweise verdeckt, mittelbar zu markieren. Er tut es, indem er die Mähne des Tieres entsprechend zuschneidet. Auch die andere Diagonale ist vorhanden. Sie verläuft über den Hals des Pferdes das Schwert hinab und am linken Oberschenkel des Tieres entlang. Da der Kopf des Pferdes der Lanzen Spitze angenähert wurde, so liegen der Komposition gleichsam zwei gekreuzte Lanzen zugrunde. Welcher Beziehungsreichtum übrigens tritt auch hier wieder zutage! Fantasiereich und unermüdlich wie der Germane im Ersinden von Gleichnissen war – die Edda legt davon Zeugnis ab – ist es weder ausgeschlossen noch unangemessen, wenn wir glauben, daß das Haupt des Rosses der Lanzen Spitze bewußt im Sinne eines Vergleichs angenähert worden ist.

Wir sagen nicht zuviel. Wird die naturalistische Bildung vernachlässigt der Form wegen, so wird sie das noch viel leichter dem Ausdruck oder dem sinnbildhaften Gedanken zuliebe. Warum ist der Reiter im Verhältnis zu klein? Aus Unvermögen sicherlich nicht. Die Lanzenreiter der Durchbruchsteine, mit denen unser Reiter zusammenhängt, sind besser in ihren Proportionen, aber unvergleichlich geringer im Ausdruck. Das Kontrastgefühl, das der kleine Reiter gegenüber der großen Masse des Tieres mit dessen schiffsbogenähnlicher Brust erzeugt, gehört zu den stärksten Ausdruckswerten der ganzen Darstellung. Nicht nach Körpermaßen wird der Geist des Menschen gemessen. Die Macht des Reiters muß für die Vorstellung naturgemäß um so gewaltiger sein, je größer das Mißverhältnis zu seinem Tiere ist, denn er meistert und lenkt es ja!

Übergroß ist der Kopf des Reiters gebildet: Durch das Haupt erhält der Mensch sein Übergewicht, das Tier durch Rumpf und Glieder. Den Abmessungen liegt eine Idee zugrunde. Wir hören hier den Einwurf, daß wir mehr herauslesen, als die Vorzeit hineinsteckte. Nun, ein „hundertprozentiger“ Beweis läßt sich weder „für“ noch „gegen“ erbringen. Es gilt aber eins: Vermag heute noch – uns Zernstehenden – dieses Kunstwerk so und soviel auszusagen, wer nimmt sich das Recht, eine ebenso große Wirkung, mit anderen Worten das Vorhandensein eines solchen, eben geschilderten Gedankengutes den Zeitgenossen des Hornhaufener Meisters abzuspochen?

2.

Von der Form zum Inhalt: Was bedeutet der Reiter, wen stellt er dar?

Außer Lanze und Schwert, den üblichen Reiterwaffen, und dem Sonnenmotiv auf dem Schild, das keinen genauen Anhalt gewährt, trägt der reitende Krieger keinerlei Attribute, die auch nur andeutungsweise seine Verwandtschaft verraten. Vollständig scheidet aus, was in Wirklichkeit auch noch kein Betrachter vor diesem Relief behauptet hat: nämlich eine noch so weit aufgefasste Porträtabsticht. Ein engerer Zusammenhang mit den römischen Grabdenkmälern ist daher nicht anzunehmen. Dagegen hat man unseren Reiter mit den St. Georgs-Darstellungen der byzantinischen Kunst in Verbindung gebracht. Unsere heutige Bewertung der byzantinischen Kunst, die wir letzten Endes Strzawski verdanken, läßt hier eine unmittelbare Ableitung nicht zu. Hier wird nur die Frage auf ein anderes Gebiet geschoben: Wie kommt die Gestalt des schlangentötenden Reiters nach Byzanz? Doch auch nur aus dem nördlichen oder östlichen, ganz augenscheinlich aber indogermanischen Umkreis.

Die Mehrzahl der Forscher hat sich, im Bestreben den Reiter zu taufen, auf Odin geeinigt, man kann auch lesen: „Wodan, über Schlangen reitend.“ Den mündelnden unteren Rahmenfluß als Schlange anzusprechen, ist zwar möglich, aber durchaus nicht zwingend. Die Drachengestalt im Tierstil II wiederum ist zu deutlich von der Reitergestalt getrennt, als daß man hier an einen epischen Zusammenhang denken möchte. Trotzdem ist die Wahl auf Wodan nicht so ganz aufs Geratewohl erfolgt. Einen Anhaltspunkt bietet die Entlopfung und die Wirkung, die dem Hornhaufener Stein beschieden war.

Der Meister von Hornhausen hat eine Schule gehabt. Das Bruchstück einer Kopie fand sich in Hornhausen selbst. In Nordsteden wurde 1934 ein Stein gefunden, der die größten Übereinstimmungen mit Hornhausen aufweist (4). Andere ähnliche Steine in der Nachbarschaft sind zu vermitteln, um genauere Auskünfte zu geben, immerhin zeigen sie uns an, wie reich ebendieser Bestand war und wie groß die Verluste an alter Kunst. Man kann aber verfolgen, wie der Reiterstein als solcher und wohl gerade auch der Hornhaufener selbst bis in den hohen Norden wirkte und – vor allem in Schweden – seine Nachfolger fand. Hier gibt es Reiterdarstellungen, die ganz fraglos Odinsbilder sind, denn hier steigt nicht nur eine ganz naturalistische Schlange vor den Hufen des Pferdes auf, sondern es erscheinen auch die Naben, die, wie die Götterfuge meldet, an der Schulter der göttlichen Gestalt fliegen (Abb. 4). Der Odinskult kommt aber von Süden nach Norden, es ist somit nicht ganz abwegig, seine Verbreitung mit den Etappen in Verbindung zu bringen, die uns die Funde der Reiterdarstellungen bezeichnen.

Und trotzdem: Die Sache ist noch rätselhaft. Wenn der Meister von Hornhausen wirklich Wodan meinte, dann wußte er das zu verbergen, denn sein Reiter begegnet uns durchaus als Mensch und Krieger, wenigstens die Erhabenheit, die seine Haltung ausdrückt, ihn über Menschliches hinaushebt. Schon dies ist bemerkenswert.

Mag sein, daß die Zeitgenossen des Künstlers nicht im Zweifel waren, daß sich in der Reitergestalt nur ein Gott verbergen konnte. Möglich auch, daß die uns nicht erhaltenen Teile des Steines Beziehungen aufweisen, die jeden Zweifel unmöglich machten – wir wissen es nicht. Aber wir werden hier auf einen Fall verweisen, der in so merkwürdiger Weise dem unseren gleicht, daß wir ihn nicht verschweigen können.



Abbildung 3. Albrecht Dürer „Ritter, Tod und Teufel“, Kupferstich.

Etwa 500 Jahre später entsteht abermals das Bild eines Reiters, dessen spannungsgeladener Ausdruck uns heute mehr bannet als je, zu dessen Fuß täglich eine Schar ergriffener Besucher zu finden ist. Nicht weit von Hornhausen liegt nicht im Bamberger Dom „Der Reiter“. Auch vor ihm tauchte immer wieder die Frage auf „Wer ist es?“, und immer wieder wurde anders geantwortet, jede neue Lösung wieder verworfen. Denn der Bamberger besitzt so wenig wie der



Abbildung 4. Beschlagstück eines völkerwanderungszeitlichen Bronzehelms aus Vendel in Uppland. Nach Montelius „Kulturgeschichte Schwedens“.

Hornhausener ein Attribut, das ihn sicher zu erkennen gibt. Er ist der „Reiter“, sonst nichts. Er ist, wie es in der Tat vorgelegt, in dem nach vielen Namengebungen nunmehr eine geboten wird, die mehr befriedigt als andere, weil sie aus echter historischer Einfühlung heraus geboren wurde. Danach bedeutete der Reiter wohl ursprünglich Konstantin d. Gr., also eine nichts weniger als germanische Gestalt.

Aber was besagt diese Entdeckung? Wir wollen und können nicht widerlegen, daß es Konstantin ist, der dort reitet. Aber für uns fängt damit das Problem erst an. Die Frage lautet nämlich, warum Konstantin reitet! Wir sehen ja, daß der „Reiter“ da war, ehe Konstantin auf den oft so verblüffend umständlichen Wegen des Mittelalters nach dem Norden kam. Es ist deutlich, daß der „Reiter“ neben Konstantin auch die staufischen Kaiser, den heiligen Georg und das alles zusammen bedeutete, weil er eben die Inkarnation des christlichen Rittertums und des deutschen Adels wurde. Der Reiter ist eine mythische Gestalt, die unter vielerlei Namen wandeln kann. Der Hornhauser Reiter ist einer seiner Ahnen. In Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ findet er seine Auferstehung.

Zwar ist der Süden nicht arm an Reiterstandbildern. Aber sie gestatten keinen Vergleich mit dem, was wir hier meinen. Diese Standbilder der Gattamelata oder Colleoni sind die bronzenen Belege des Geltungsbedürfnisses emporgekommener Despoten. Sie tragen keine mythischen Züge, sondern unverrückbare, jedermann bekannte, meist nach Gewalt klingende Eigennamen. Es sind keine Reiter, die sich zu unseren Namenlosen gesellen lassen. Und merkwürdig – dieser Gegensatz geht bis in die frühesten Zeiten zurück: Wir denken an das Reiterstandbild des Marc Aurel in Rom oder an das Reiterstandbild des Hadrian, das Kaiser Karl mit nach Deutschland nahm und in Aachen aufstellte, wo es sofort „namenlos“ und „mythisch“ wurde; man hielt es für „Dieterich von Bern“. Wir führen vor allem in die Zeit des Hornhauser Meisters und weisen auf jene schon erwähnten Reitergrabsteine hin, die ganz zu Unrecht als „Vorbilder“ unseres Meisters ausgegeben worden sind. Der gleiche Gegensatz wie nach tausend Jahren spricht sich hier aus: Die einzelne Person steht neben dem Namenlosen, das Porträt neben dem mythischen Anbegriff, neben der sinnbildlich-heraldischen Verkörperung einer Idee. Der Reiter von Hornhausen steht zwischen Gott und Mensch. Er taucht immer wieder auf. Kein Volk hat seinesgleichen außer dem deutschen, weder im Süden noch im Norden ist er heimlich.

Nach allem, was bisher gesagt wurde, ist es eine notwendige Folgerung, wenn wir im Reiterstein von Hornhausen bei Oschersleben, im Herzen des Deutschen Reiches, die erste künstlerische Verheißung des deutschen Wesens erblicken.

(1) Ein Umstand, über den zuletzt Ernst Wahle „Zur ethnischen Deutung frühgeschichtlicher Kulturprovinzen“, Heidelberg 1941, bewegliche Klage führte. – (2) Otto Stelzer, „Über Stil und Gestalt in unserer ältesten Kunst“ in „Germanien“, 1940, Heft 9–12. – (3) „Germanien“, 1940, Heft 12, S. 457–458. – (4) Paul Grimm, „Ein neuer Reiterstein von Moreleben, Kreis Neu-Haldensleben“ in „Jahresschrift für die Vorgeschichte der sächsisch-thüringischen Länder“, Band XXIV, S. 247, 1936. Abbildung in dem Aufsatz von Fr. Möllinger, Das Sonnenroß und sein Reiter, in diesem Heft, Abb. 9. – (5) Otto Hartig, Der Bamberger Reiter und sein Geheimnis, Bamberg 1939.

Einer erstand	Den hehrsten Herrscher
vor allem mächtig	heissen sie ihn,
den einst stärkte	sippenverwandte
der Erde Kraft,	sämtlichem Volk.
eiskalte See	
und Eberblut;	Edda

Friedrich Möllinger: Das Sonnenroß und sein Reiter

Bei einer Grabung im Winter 1891/92 wurde in Mörsdorf in Rheinbessen ein durchbrochener Anhänger mit einer Reiterdarstellung gefunden, der sich von den sonstigen Reiter- und Durchbruchsscheiben, die kreisrund sind, durch seine dreieckige Umrahmung unterscheidet (Abb. 1). Daß dieser Anhänger auch in anderer Hinsicht durchaus eigenartig und sehr beachtenswert ist, wurde zuerst nicht erkannt, denn sowohl Behn (1) wie auch Kühn (2) in seiner zusammenfassenden Darstellung blieben die nur durch wahllos angeordnete Punktreihe verzierte Rückseite ab. Erst 1939 gab Wiesenhal (3) eine Nachzeichnung der Vorderseite, und danach erschien eine gute Photographie im August 1939 als Titelbild von „Germanien“. Hierbei zeigte es sich, daß im Gegensatz zur Rückseite diese Vorderseite reich ausgebildet ist. Die Augen wie auch der Fuß des Reiters sind richtig vorhanden, seine erhobenen Hände haben drei Finger in Gestalt von eingetieften Linien. Das Pferd hat hier nun auch das Auge an der richtigen Stelle. Seine Mähne und die Haare des Schwanzes sind angedeutet, und auf der Brust trägt es auffällig und groß einen Achsf Stern, auf dem hinteren Oberschenkel ebenso ein Hakenkreuz mit gebogenen Armen. Daß hier ohne Zweifel die Beachtung heischende Vorderseite gemeint ist, zeigt auch das Glanzband, das über die Umrahmung läuft und das auf der bei Behn und Kühn gebotenen Seite fehlt.

Selbst bei einer flüchtigen Betrachtung des künstlerisch zwar sehr gut ausgewogenen aber im ganzen doch recht schlichten Stückes fällt der zeichnerische Charakter der „Verzierungen“ auf. Der nüchternste und besonnenste Beschauer muß zugeben, daß Achsf Stern und Hakenkreuz hier mehr sind als einfacher Zierat; sie sind so herausgehoben, daß sie ohne weiteres in die Augen springen, sie sind überdeutlich, besonders wenn man sie mit den nur als Ornamente zu wertenden Kreisen, eingetieften Dreiecken oder Punkten anderer Reiterscheiben vergleicht. Sie müssen hier gewollt und bewußt angebracht sein, und diese Annahme schließt weiterhin in sich, daß sie wohl auch sinnvoll auf dem Pferde stehen. Nun gibt es dazu noch einige Vergleichsstücke, die beweisen, daß wir es bei dem Mörsdorfer Anhänger nicht mit einem absonderlichen und kuriosen Einzelfall zu tun haben, das seine Entstehung einer einmaligen „Laune“ oder einer eigenwilligen Erfindung des Schöpfers verbannt. So trägt das Pferd einer solchen Durchbruchsscheibe von St. Nicolas-d'Arras (4), das ohne Reiter ist (Abb. 2), vorn einen allerdings undeutlichen dreiteiligen Knoten, hinten aber klar und auffällig einen vierteiligen Knoten, der auch später noch in dieser Form vorkommt und als Zauberknoten bezeichnet wird (5); sinnbildhafte Bedeutung ist auch hier sicher. Eine andere Reiterscheibe aus Einwy (6) zeichnet das Pferd auffällig durch ein gleicharmiges Kreuz aus (Abb. 2). Kleiner und unscheinbarer und deshalb hier weniger zu zählen ist das Kreuz auf einer Schnalle von Noiret-Gruselles (7), die in Durchbrucharbeit einen Reiter mit erhobenen Händen auf einem Pferd zeigt (Abb. 2). Unter diesen Greifenschnallen (sie haben nach Kühn (8) aus einem vogelköpfigen Greifen zuerst ein geflügeltes Pferd und dann unter Mißverstehen der Flügel daraus einen Reiter mit erhobenen Händen entwickelt) finden sich nun einige, bei denen das Tier auf dem Hinterschinken ebenfalls ein deutliches sinnbildhaftes Zeichen hat; bei der Schnalle von Joches ist eine Art Knoten, bei der von Harmignies ein gleicharmiges Kreuz; am schönsten und nun auch ganz auffällig und eindrucksvoll ist der Sechsf Stern (Hagalrune) auf dem Pferd (Abb. 3) der Schnalle von La Balme (9). Auch die Lanzenreiterscheibe von Bräunlingen (10) gehört in diesen Kreis. Vor dem Fuß des Reiters befindet sich ein Kreis oder eine kugelige Erhöhung. Kühn (10) zieht zum Vergleich eine langobardische Scheibe von Stablo heran, die nicht nur hinter dem Fuß des Reiters sondern auch am Hals des Tieres, wenn man nach der Abbildung urteilen darf, Kreiszeichnungen aufweist. Überall tritt uns also der gleiche Sachverhalt, wenn auch im einzelnen in verschiedener Ausprägung, entgegen.

Kühn hat in seinen beiden schon genannten Arbeiten, die das gesamte Material ausnützen, in besonnener und überzeugender Weise dargelegt, wie hier zwar ein den Germanen fremdes

Motiv, der Kreis, übernommen wird, wie aber sofort die Eingliederung in die volkreigenen Vorstellungen erfolgt, und wie ohne jeden Zweifel dem Motiv einheimischer Glaubensinhalt unterlegt wird. Schließlich werden die Stücke aus der Gedankenwelt der Germanen geschaffen und ausgestaltet, so daß der weltende Wodan deutlich zu erkennen ist. Den Satz: „Daß alle diese mehr bildhaften Schmuckstücke einen symbolischen Sinn hatten, ist zu offensichtlich, als daß man es zu betonen brauchte“ (11), schrieb er, ohne die Symbole auf den Schnallen und Scheiben besonders zu beachten und ohne Kenntnis des Mörstädter Stückes; er erfährt aber nun durch die hier gegebenen Ausführungen eine ganz sichere Bestätigung. Daß aber der Gott Wodan selbst und die mit ihm verknüpften Vorstellungen nicht der Ursprung dieser Darstellungen sind, wird klar, weil auf den älteren Schnallen von einem Reiter keine Spur zu erkennen ist und dennoch das Pferd die Zeichen deutlich trägt. Es ist durch die auf ihm angebrachten Zeichen als heiliges Tier gekennzeichnet, es ist für sich allein von überweltlicher Macht erfüllt, es trägt erst später einen Reiter mit erhobenen Händen oder mit langer Lanze. Die drei Finger, die auch auf einer Scheibe von Seraucourt-le Grand (Abb. 12) und auf der von La Balme unter dem Kopf des Pferdes festhaft zu sehen sind, werden am Schluß noch ihre Erklärung finden.

Bevor wir nun noch näher an die Deutung des Pferdes herangehen, müssen wir das eigentümliche Nachleben dieses Pferdes und Reiters in der Volkskunst genauer verfolgen. Es ist zwar bekannt, wie häufig eine solche Reitergestalt, zumeist Schimmelreiter genannt, in allen Zeiten und Gegenden im Volksbrauch ist; außerordentlich erstaunlich und selbst für den Kenner volkstümlicher Dauerüberlieferung überraschend aber ist es, daß der Anhänger von Mörstadt aus dem 7. Jahrhundert mehr als tausend Jahre später nur leicht gewandelt wiederkehrt. Im Thüringer Museum zu Eisenach haben wir den Abguss einer Backform aus dem 18. Jahrhundert. Es handelt sich laut freundlicher Mitteilung des Museums um ein Gebäck der Weihnachtszeit. Dargestellt ist ein Reiter, der deutlich als Husar gekennzeichnet ist, auf einem galoppierenden Pferd (Abb. 4). Die ganze Ausführung ist sehr einfach und kindlich, ja ungenau und steif, aber nichtsdestoweniger für die Volkskunde außerordentlich wichtig. Die Blume unter dem Tier, die auch sonst, manchmal in Form eines richtigen Lebensbäumchens, vorkommt, sei nur erwähnt. Ebenso kann nur kurz auf das aus dem Pferd herauswachsende Tannenbäumchen hingewiesen werden, das ganz ähnlich in einem Zug eines norwegischen Märchens wiederkehrt. Karl von Spleß (12) führt an, wie hier ein Tannenbaum einem Pferd an Stelle einer Nippe eingesezt wird und bald darauf aus dessen Rücken bis in den Himmel wächst. Das Tier selbst mit der merkwürdigen Streifung erinnert sehr an das Pferd der Schnalle von La Balme. Wichtig in unserem Zusammenhang sind vor allem die beiden großen Räder, die auf dem Vorder- und Hinterschattel des Pferdes zu sehen sind. Das vordere ist achteilig, bzw. durch weitere Unterteilung 16teilig, das hintere 11- bzw. 22teilig. Es kann kein Zweifel sein, daß hier in diesen auffälligen Rädern mit Pferd und Reiter das gleiche Grundmotiv wie in der ein Jahrtausend älteren Mörstädter Zierscheibe ein vollkommen unverändertes Nachleben bis an die Schwelle unserer Gegenwart hat. Und auch dies ist nicht ein Einzelfall. Das gleiche Thüringer Museum besitzt ein hölzernes Backmodell, auf dem ebenfalls ein Reiter zu sehen ist. Er ist modisch gekleidet und trägt einen Schlapphut, unter dem sein langes Haar hervorquillt. In der Hand hält er eine Zandfackel, die er gerade zum Blasen ansetzt. Das hochbeinige Pferd trägt auf dem Hals und dem Hinterschattel zwei blumenartige Rosetten. Die vordere ist vier-, die hintere fünfteilig (Abb. 5). Da das ganze feiner und künstlerischer in der Form ist und da die Rosetten im Gras des Bodens wiederkehren, könnte man das Stück nur ästhetisch werten. Dann würde man diese Rosetten nur als Zierat betrachten müssen. Die auffällige Größe der Rose auf dem hinteren Oberschenkel des Pferdes, insbesondere aber auch die hier gebotenen Vergleichsstücke aus der frühgeschichtlichen Zeit und der eben genannte Husar legen die Deutung als Sinnbild nahe. Und selbst wenn diese Deutung bei dem Zandfackelreiter einem Bäcker und auch dem Empfänger eines solchen Gebäcks schon vor mehr als 200 Jahren nicht mehr bewußt war, so gehört das Stück doch unzweifelhaft in die Reihe, die bis in die germanische Zeit zurückführt. Auch bei dem gebackenen Pferd aus Gossensäß (13) wird man



Abbildung 1. Foto: Curt Ziller, Worms.

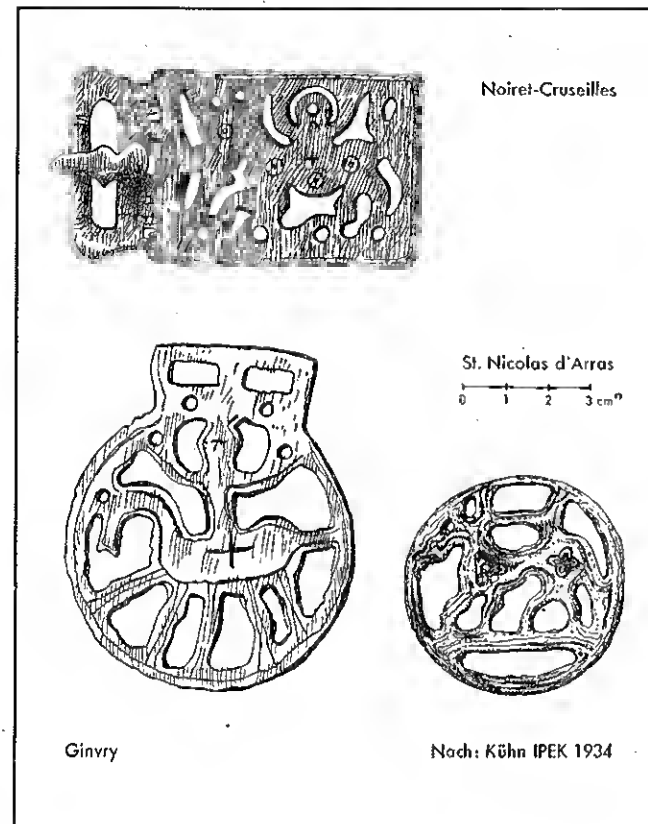
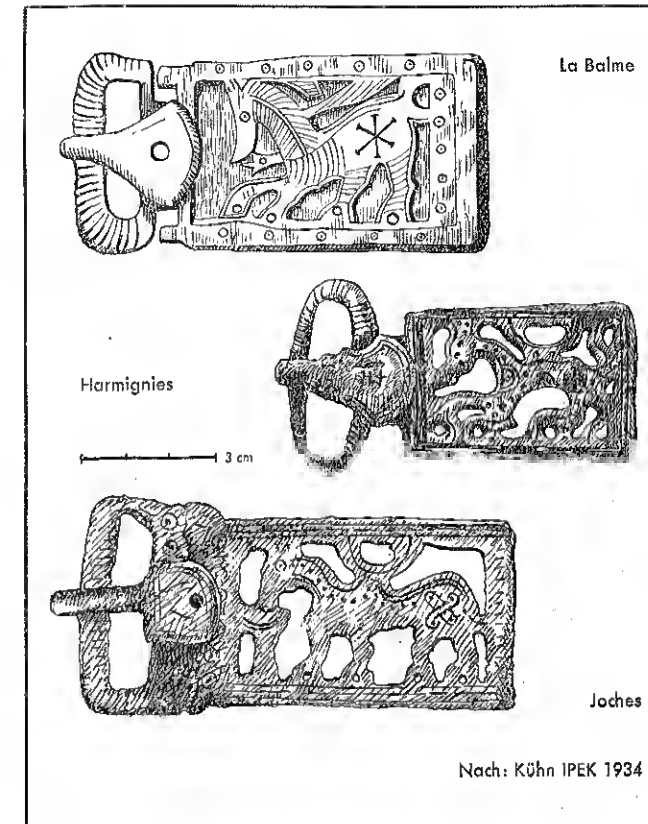


Abbildung 2.

nur an Verzierung denken, aber ohne Zweifel hat die Brezel auf dem Borderteil und die Spirale auf dem Hinterteil ursprünglich sinnbildliche Bedeutung, so daß auch dieses Gebäck in unsere Reihe gehört.

Allerdings ist wohl das Wissen um diese Bedeutung weitgehend abhanden gekommen. Dies sehen wir an einem Stück aus dem Niedersächsischen Museum zu Hannover, das in weißem Zunderguß auf rotem Untergrund eine fünfstellige Blume auf dem hinteren Oberschenkel zeigt (Abb. 6). Wie bei den Schnallen der Frühzeit fehlt hier das zweite Zeichen auf dem Borderteil. Beachtenswert ist das Lebensbäumchen unter dem Pferd. Keine Verzierung scheint auch das vierspeichige Rad eines Gebäcks aus Emmerich (14) zu sein; es ist klein und unscheinbar und verschwindet fast in dem Gitterwerk der reichen Pferdebedeckung. Immerhin ist der Gesamthalt des Gebäcks, der drachentötende Held mit dem eigenartigen strahligen Kopfschmuck, in unserem Zusammenhang beachtenswert. Daß auch solche vereinfachte und unverstandene Gestaltungen ursprünglich das alte Motiv flarer enthielten, beweist eine Backform aus Emden, die D. v. Jaborstky-Wahlstätten (15) veröffentlicht hat. Hier sind auf dem Borderteil des Pferdes gleich drei Zeichen angebracht, ein sechspeichiges Rad, ein gleicharmiges Kreuz und ein

Abbildung 3.



schlangenartiges Tier. Der Sinnbildcharakter ist hier unverkennbar, so daß auch diese Form sich als eine Fortsetzung des frühgeschichtlichen Grundzuges entpuppt. Daß aber nicht nur Gebäcke, deren Beziehung zur Mittwinterzeit offenkundig ist, diese Sinnbilder erhalten haben, sondern auch andere Dinge, sofern nur ein Pferd dabei dargestellt ist, beweist zuerst ein Spielzeugpferd aus dem Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg (Abb. 7). Es ist ein Räderpferd aus Niedersachsen, so groß, daß ein Kind wirklich darauf reiten kann. Als Zeit seiner Entstehung wird das 16. Jahrhundert angenommen. Auf der Mähne des Tieres hat der Schnitzer deutlich ein vierspeichiges Rad angebracht, das vielleicht auch als Achstern zu deuten ist, da die Kreuzarme sich stark verbreitern! Auch auf einem achtspännigen Wagen im Münchener Nationalmuseum, einem in Berchtesgaden geschnittenen Kinderspielzeug, tragen alle Pferde auf dem Hinterteil einen Achstern. Hier am Ende des 18. Jahrhunderts wirken diese blumenartigen Sterne mehr als Zierat, zumal die dazu gehörige Schachtel ähnlich bemalt ist. Immerhin sind die Zeichen auf den Pferden an einer Stelle, wo ohne weiteres Blümchen nicht zu erwarten sind; deutlich und auffällig.

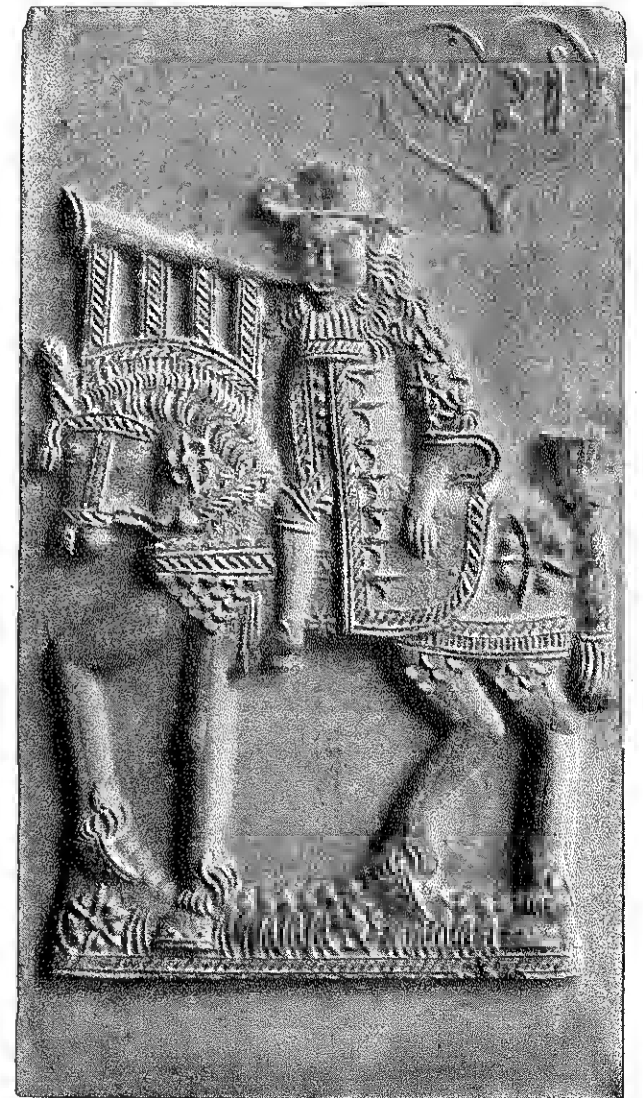
Andersartig ist eine Backform aus dem Museum zu Lauterbach in Oberhessen (Abb. 8). Hier ist,



Abbildung 4. Backform 18. Jh. (?) Weihnachtsgedäch. Reiter, Lebensbaum, zwei Räder. 8 (16)teilig 11 (22)teilig. Thür. Museum, Eisenach.

scharf und nicht übersehbar, unter dem Pferd ein Sechsstern angebracht, der selbst wieder an seinen Enden kleine Wirbel hat. Der Gedanke an eine inhaltlose und nur ästhetisch zu wertende Flächenfüllung liegt zwar nahe, die Größe und Eigenart des Zeichens aber deutet darauf hin, daß bei und mit seiner Anbringung eine bestimmte Meinung zum Ausdruck gebracht werden sollte, daß es bedeutungsvoll und beziehungsreich unter dem Tier sich befindet, daß es also ein Sinnbild sein soll. Niemand wird angesichts der bisher beigebrachten Belege zweifeln, daß dieses Sinnbild nicht für sich etwas bedeutet, sondern für die ganze Darstellung – den Reiter mit seinem Ross – Geltung haben soll. Eigentümlicherweise haben wir auch hier eine frühgeschichtliche Entsprechung. Der 1934 entdeckte Stein von Morsleben aus der Zeit nach 700 n. d. Ztw., der dem bekannten Hornhauser Reiterstein ähnlich ist, zeigt unter einem pferdeartigen Tier ein erhaben eingemeißeltes Pentagramm (Abb. 9). So ungewiß die Darstellung im ganzen auch ist – weder das Pferd, noch der Reiter mit seinem Speer ist deutlich, wenn auch wohl zu vermuten –, so sicher ist das Pentagramm hier als Sinnbild und Heilszeichen ge-

Abb. 5. Jansenenreiter. Gebäck. Thüring. Museum Eisenach.



meint. Und wenn man christliche Einflüsse vermutet hat (16), so muß doch angesichts unserer Bilder, die uns sogleich auch noch weiter zurück in die Vorgeschichte leiten werden, gesagt werden, daß vielleicht das Zeichen selbst südlicher Herkunft sein mag, seine Anbringung aber durchaus eigenwilligem germanischem Glauben entspricht. Ehe wir nun aber in die Vorgeschichte zurückgehen, sei noch auf ein Zwischenglied aufmerksam gemacht. Es handelt sich um den Bildteppich von Baldishol in Norwegen aus dem 12. Jahrhundert, von dem nur die beiden Monatsbilder April und Mai erhalten sind (17). Auf letzterem reitet ein Ritter mit

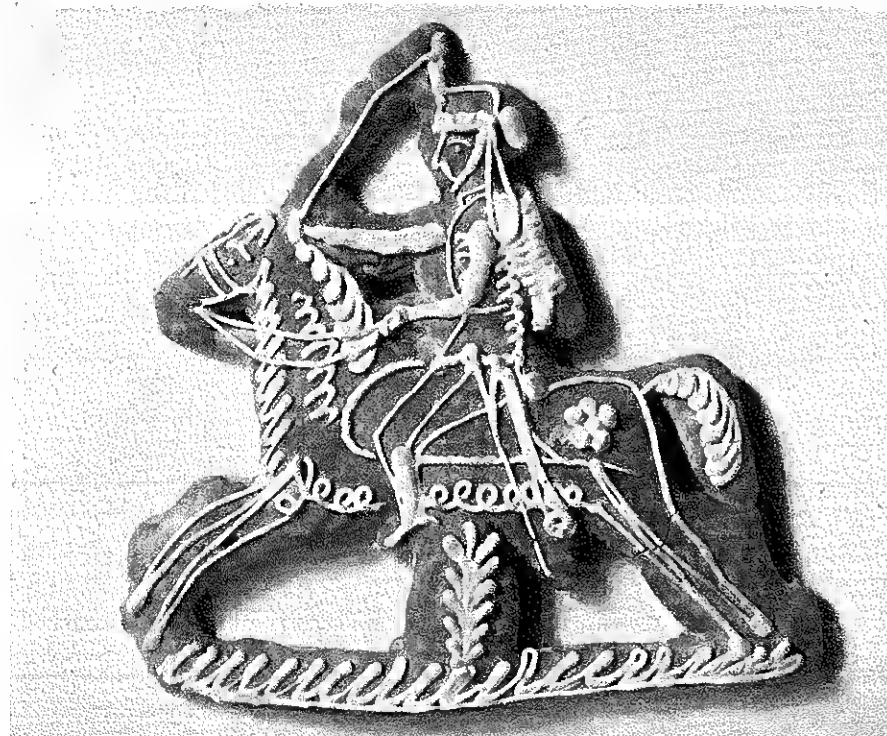


Abbildung 6 (nebenstehend links oben). Niedersächsisches Volkskunstmuseum Hannover. Foto: Eugen Heuer, Hannover. -
Abbildung 7 (nebenstehend links unten). Räderpferd (Kinderspielzeug) aus Niedersachsen 16. Jh. Räderkreuz (oder
Achsfiera) auf der Wähne. Germanisches Nationalmuseum Nürnberg. Aufn.: Erich Müller, Nürnberg. - Ab-
bildung 8. Kelterbadform „Sechseck“ unter dem Pferd drei Wirbel. Museum Lauterbach (Oberhessen). Aufn.:
Fr. van der Smitten.

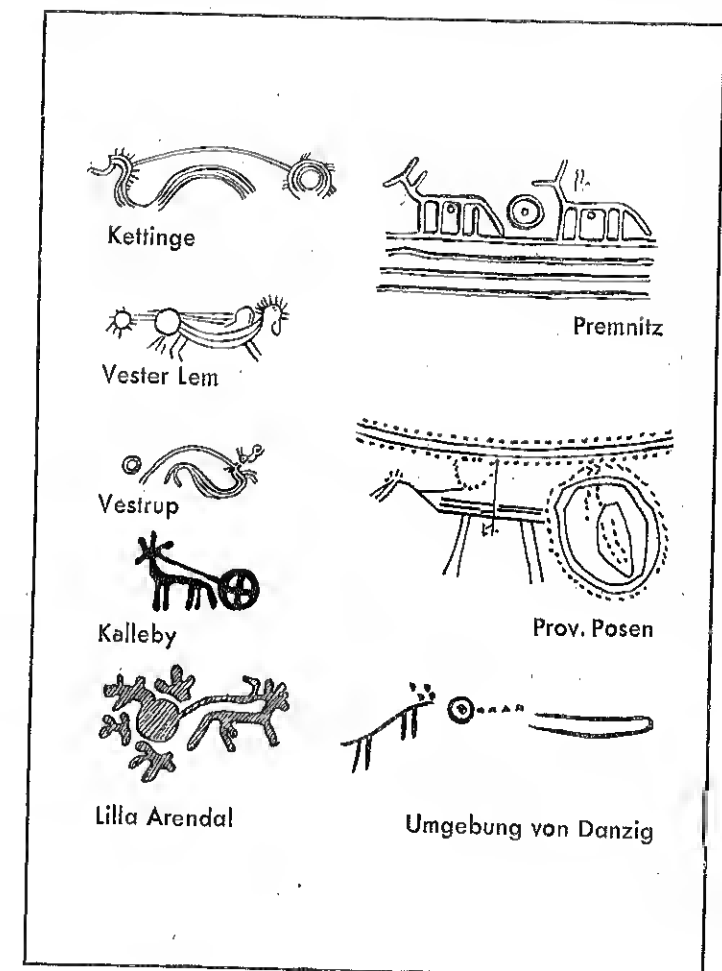
Lang und Schild zum Turnier: Unter dem Pferd aber ist ein ziemlich großes vierseitiges
Rad und zwischen den Hinterbeinen ein geteiltes Sechseck eingewirkt. Nun wird zwar von
A. v. Jenny (17) gesagt, daß die Darstellungen ganz von französischen Vorlagen der hoch-
romanischen Zeit abhängig sind, aber, ganz abgesehen von dem germanischen Einfluß in
Frankreich, ist das Maiturnier mit all seinen Bräuchen, zumal wenn wir die höfische Ver-
brämung wegdenken, ein Volksbrauch, in dem der Kampf des Malgrafen um seine Königl.,
leptlich auch des Sonnenhelden mit den Wintergewalten seinen Ausdruck findet. Wir gehen
also nicht fehl, wenn wir das vierseitige Rad unter dem Hengst des Mitters als ein zwar
unverständlich gewordenes, aber in seinen Ursprüngen klares Sinnbildzeichen, als Sonnen-
symbol ansehen.



Abbildung 9. Reiterstein von
Morsleben, Kr. Neuhausen-
den. Aufn.: Landesanstalt für
Volkskunde, Halle/Saale.

Hierzu gibt es nun noch eindeutige Beweise. Auf eisenzeitlichen Gesichtsturnen der germanischen Kultur an der unteren Weichsel sehen wir zweimal einen Kreis bei einem Pferd, einmal vor, einmal hinter dem Tier. Die Darstellungen sind als solche und vereinzelt betrachtet nicht einwandfrei deutbar und haben deshalb auch verschiedene Beurteilung erfahren. Seitdem aber Sprockhoff (18) sie als Endglieder einer langen Reihe einordnen konnte, die vom bekannten Trundholm-Sonnenwagen ihren Ausgang nimmt, ist ihre Deutung fast unzweifelhaft sicher. Sie stellen resthaft und – weil im Brauch nicht mehr vorhanden – nicht mehr verstanden die vom Pferd gezogene Sonnenscheibe dar. Daß die Verbindung zwischen Sonnensinnbild und Pferd nur ganz lose ist, finden wir schon auf der bronzzeitlichen Kanne von Premnitz (Abb. 10). Hier kann sogar die Scheibe als vor dem Pferd befindlich betrachtet werden, weil Tiere und Sonnenscheiben als Reihensymbol um den Hals des Gefäßes gelegt sind.

Abbildung 10.



Auf den schwedischen Felsritzungen der gleichen Zeit (vor 1000 v. d. Ztr.) von Kalleby und Lilla Arendal (Abb. 10) zieht das Tier einwandfrei die Scheibe, ebenso auf den dänischen Rastern von Kettinge und Vester Lem. (Der Kreis am Hinterfell des Pferdes ist ein kreisrundes Loch im Rasternmesser; der kleinere Kreis, weiter zurück, durch Linien mit dem Hals des Pferdes verbunden, stellt aber die Sonnenscheibe mit ihren Strahlen dar.) Bei Vestrup ist die Verbindung ebenfalls nicht mehr vorhanden, allerdings noch angedeutet. Alter als alle diese Darstellungen und ihr für uns vollkommen deutbarer Ausgangspunkt ist der Sonnenwagen von Trundholm (Abb. 11). Er steht am Anfang dieser Reihe, von der Sprockhoff sagt: „Die dargelegte Ordnung der Kunde ist wohl unumstößlich, ein innerer Zusammenhang zwischen den Zeichnungen in Anbetracht des historischen Vorganges, der sich hier vollzieht, ebenfalls unabwieslich.“

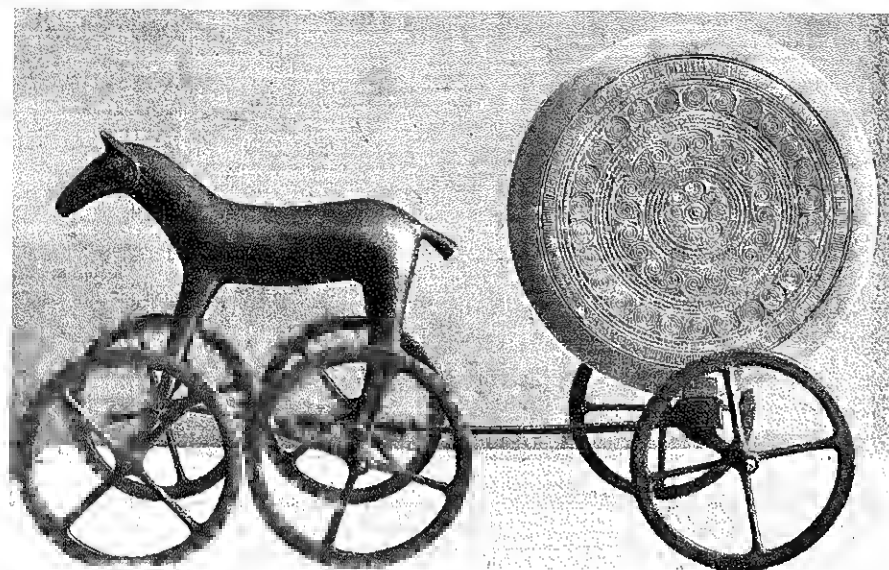


Abbildung 11. Der Sonnenwagen von Trundholm.

Überblicken wir nun rücksehend noch einmal die Belege, so erscheint vor allem ihre lückenlose und folgerichtige Aneinanderreihung wichtig. Am Beginn steht gut deutbar der Trundholmser Fund, dann folgen die späteren Rasternerse und Felsritzungen. Aber schon in der Eisenzeit ist die alte Vorstellung von der durch das Pferd gezogenen Sonnenscheibe nicht mehr bekannt. Das Sonnenstirnabbild wird frei, wenn auch die alten Zusammenhänge noch zu ahnen sind. Unter dem Pferd, aber ohne feste Verbindung mit ihm, bleibt dann das Symbol erhalten, über den Stein von Morsleben und den Teppich von Baldischol bis zur Backform von Lauterbach. Gleichlaufend aber geht eine andere Reihe. Hier kam das Sonnenzeichen auf das Pferd selbst, wohl einfach deshalb, weil man es als Sonnenpferd noch deutlich kannte und es als solches kennzeichnen wollte; wenn man auch, wie schon erwähnt, von einem Sonnenwagen und von einem Fahren der Sonnenscheibe nichts mehr wusste. Die Schnallen ab 500 n. d. Ziv. und ihr Fortleben im Kultgebäck (18. Jh. bis zur Gegenwart) sind hierfür Zeugen. Weiterhin kam dann zu dem Pferd der Reiter, etwa ab 600 n. d. Ziv., der selbst ohne Heilszeichen bleibt, weil diese sein Tier nach alter Überlieferung trägt, der aber doch in seinen dreifingrigen Händen einen Hinweis auf seine Bedeutung gibt. Dieses seltsame Merkmal, das wir bei Morsleben fanden und das besonders schön bei einer Scheibe von Sercacourt-le Grand (19) zu sehen ist, (Abb. 12) hat Gaerte ohne Kenntnis dieser beiden Stücke ausführlich auf Grund anderer Funde behandelt (20). Seine Belege gehen von Felsritzungen bis zu nordischen Brakteaten, d. h. von der Bronzezeit bis in die frühgeschichtliche Zeit (Der Stein von Anderlingen fehlt übrigens bei seinem Material). Er findet als sehr einleuchtende Deutung, daß die dreifingrige Hand als Hand der Sonne aufzufassen ist. Wie sehr diese seine Lösung zu der hier gegebenen paßt und wie sehr sie ihrerseits die unsrige stützt, ist klar. Es kann somit mit großer Sicherheit gesagt werden, daß wir in dem Reiter und seinem Pferd den Sonnenhelden auf dem Sonnenross zu erkennen haben und daß diese Vorstellung zum mindesten in der Zeit um 700 noch ganz lebendig war, was eine sich langsam entwickelnde und nebenhergehende Auffassung als

Abbildung 12. Reiterscheibe Sercacourt-le Grand (Frankreich) bei Saint-Etienne, Rhône. Frauengrab. Kühn, IPEK 1938, Nr. 17, Tafel 43, Nr. 17 und S. 100.



reitender Wodan nicht ausschließt. Diese Deutung muß auch allbekannt und weit verbreitet gewesen sein, und die Verbindung von Ross und Sonnenzeichen bzw. von Reiter und Ross nebst Sonnenzeichen muß sehr fest gewesen sein, sonst hätte sie nicht im Volksbrauch ein derart langes und in allen Einzelheiten zähes Nachleben gehabt. Und wenn auch von dem alten Sinn in der mündlichen Überlieferung kaum mehr etwas erhalten ist, so ist doch die Sache selbst bei den Backformen so fest geblieben, daß die enge innere Beziehung zu den vorgeschichtlichen Funden leicht festzustellen war und also die Vorgeschichte die Deutung eines heutigen Volksbrauchs einwandfrei ermöglichte.

(1) Altgermanische Kunst, 1927, Taf. 15/2. — (2) Die Reiterscheiben der Völkerwanderungszeit, IPEK. 1938, Taf. 44/19. — (3) Volk und Scholle (Darmstadt) 1939, 209. — (4) Kühn, IPEK. 1938, Nr. 4. — (5) E. Jung, Germanische Götter und Helden, 1939, Abb. 192 und 195. — (6) Kühn, IPEK. 1938, Nr. 7. — (7) Ebenda Seite 107. — (8) Die germanischen Greifenschnallen der Völkerwanderungszeit, IPEK. 1934, 77–105. — (9) Ebenda Nr. 29, 35, 70. — (10) IPEK. 1938, Nr. 26, 28. — (11) Ebenda Seite 107. — (12) Deutsche Volkskunde, 2. Jg. 1940, 82. — (13) Germanien 1939, 460. — (14) Germanien 1938, Gegenüberstellungsbild. — (15) Urväter-Erbe in Deutsche Volkskunde, Abb. 426. — (16) W. Schulz bei Meinerth, Vorgeschichte der deutschen Stämme 1940, 471. — (17) A. v. Janny, Der Kunst der Germanen im frühen Mittelalter, 1940, 62. — (18) Eine bronzezeitliche Kanne mit Sonnenwagenabdrücken: Zeitschrift für Hans Seger, Breslau 1934, 356–363. — (19) Kühn, IPEK. 1938, Nr. 17. — (20) Beiträge zur Ethnologieforschung, Königsberg 1938, 26–32 und 56–57.

Siegfried Lehmann: Martinstag — 11. November

Wei der Christianisierung Germaniens wurde mancher alte Brauch von den Missionaren erst nach längerem Zögern übernommen, gewöhnlich erst, wenn nach ein oder mehreren Geschlechterfolgen das Heidentum des betreffenden Brauches mit einem christlichen Mäntelchen sorgsam verbrämt worden war. So ist es auch der uralten Bauerngestalt ergangen, die nach ihrer Taufe und schließlich Heiligsprechung den Namen „St. Martin“ erhalten hat. Dieser St. Martin soll nach kirchenamtlicher Lesung (Legende) fast genau vor 1600 Jahren, um 336, irgendwo im westlichen Römischen Reich geboren sein. Es ist immerhin wissenschaftlich und aufschlußreich, daß er zwar Soldat gewesen, aber im besten Mannesalter von 34 Jahren einer pazifistischen Anwandlung erlegen ist und das erste abendländische Kloster gegründet hat. Als späterer Bischof von Tours ist er uns wegen seiner Mantelteilung auch heute noch geläufig. Die humorliebenden Studenten haben ihm voller Verständnis sogar folgenden trefflich schönen Vers gewidmet: „St. Martin war ein milder Mann, trank gerne cervisiam, und hat er kein pecuniam, so muß er lassen tunicam!“

Die übergroße Beliebtheit dieses Heiligen gibt zu denken. Sagt doch selbst das „Wörterbuch der deutschen Volkskunde“ von Erich und Beitzl, daß am Martinstag das weltliche Brauchtum das kirchliche weit überwiege, ja daß sogar eine Reihe von Verböten den verschiedenen Bräuchen einschneidend Einhalt gebieten sollte. Nach alledem muß also hinter diesem „sonderbaren Heiligen“ mehr stecken. Um das zu ergründen, müssen wir uns einmal näher um den Festtag (Termin) und um die einzelnen, an diesem Tage üblichen Sitten und Gebräuche kümmern.

Der 11. November ist Martinstag und liegt in der Mitte zwischen der Herbst-Tagundnachtgleiche und der Weihnacht. Genau ausgezählt ergeben sich zwischen Michaelistag als einem der Festtage um die Herbsttaggleiche bis zum Martinstag 44 Tage und ferner vom Martinstag bis zur Weihnacht ebenfalls 44 Tage. Es handelt sich also offensichtlich um einen sehr wichtigen Termin in der Herbstzeit. Wir wollen uns daran erinnern, daß der Kölner Karneval ebenfalls am „11. 11.“ seinen Anfang nimmt. Karneval ist bunter Mummenschanz zur Faschachtszeit, die bis in den Februar hinein dauert. Dazu ist wiederum wichtig festzustellen und zu bedenken, daß der Martinstag ebenfalls vor der Weihnacht liegt, wie der Aschermittwoch hinter ihr! Allein aus dieser nüchtern festgestellten Abstandsbestimmung läßt sich die innere Berechtigung ermesien, mit der die Kölner an diesem Martinstag ihre Faschachtszeit beginnen.

Was ist das nun für eine seltsame Zeit, die vom Martinstag und Aschermittwoch umschlossen ist und den Gesamtnamen Faschachtszeit führt? Lassen sich alle diese Bräuche auf einen Hauptnennen bringen, in dem sich mehrere Einzelzüge überragend vereinen? Wir wollen es versuchen, indem wir ein bäuerliches Sprichwort voranstellen, das heißt: „Zu Fasnacht zieht der Bauer den Pflug aus dem Stall, zu Martini stellt er ihn wieder ein“, oder daselbe nach Schweizer Art kurz und bündig: „Zu Martini stell ini.“ Das heißt mit anderen Worten, daß (früher zwar mehr als heute) mit dem Martinstag das bäuerliche Wirtschaftsjahr seinen Abschluß fand. Zum letzten Male wurde das Vieh auf die Weide getrieben, nach dem nicht mehr; denn zu Martini beginnt der Winter. Im ganzen gesehen ist für das bäuerliche Gesinde die Jahresarbeit verrichtet, es kann seinen Brotherrn wechseln, dem alten kündigt und in neue Dienste treten. Der Martinstag ist damit in vielen Gegenden zum sogenannten Ziehtag für das Gesinde geworden. Selbstverständlich verlangt solch ein Ziehtag einen guten Abschiedsschmaus, der auch von einem gehörigen Abschiedstrunk begleitet worden ist. An solchem durch die Verhältnisse bedingten Freß- und Saufstage, zu dem es, nach obrigkeitlichen und kirchlichen Verböten zu urteilen, gekommen sein muß, spielen unbedingt ältere Bräuche mit hinein, die ohne Zweifel auf ernster, sogar wohl feierlicher Grundlage beruhen. Aus der Reihe voneinander unabhängiger, aber doch wohl irgendwie verwandter Bräuche ist zu schließen, daß in überlieferungsstarken Zeiten „Abschiedsfeiern“ (in Anführungsstrichen gesagt) stattgefunden



Abbildung 1. Martinstagabend in der Altstadt von Düsseldorf. Aufnahme Stadtmuseum Nordmark in Kiel.

haben, deren vorgeschriebener oder besser überlieferungsmäßiger Brauchumsbestand etwa folgendermaßen ausgesehen haben mag:

1. ein Festessen mit einer ganz bestimmten Speisefolge,
2. ein Erinnerungstrunk, der nach studentischen Sitten in ein „Vivat-Crescat-Floreat“ für den Scheidenden ausgeklungen hat und schließlich
3. ein Lichterfackelzug, wie er nach studentischem Brauchtum ebenfalls Scheidenden zur Ehre dargebracht worden ist.

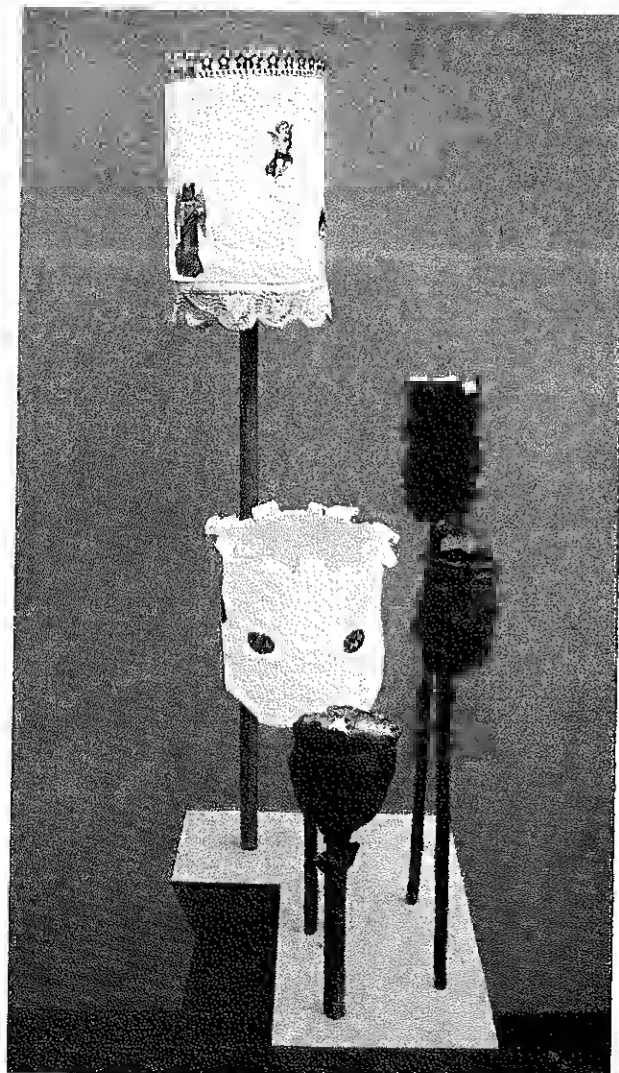


Abbildung 2. Martinslaternen aus Ostfriesland. Aufn. Brand-schuttmuseum Nordmark in Kiel.

Diese drei Brauchtumsformen scheinen Einzelheiten eines größeren Zusammenhanges zu sein – denn: in dieser Dreifaltigkeit sind sie auch von der Kirche sanktioniert worden, indem die Kirche ihre Heiligen mit der Beaufsichtigung über diese Bräuche beauftragte. Für diesen feinen Tag bekam der gute St. Martin das Aufpasseramt, oder im kirchlichen Sinne gesprochen, das „Patronat“. Er mußte also seine schützenden Fittiche über allerlei Heidnisches decken, das mit dieser alten Dreifaltigkeit zusammenhing. Da ist zum ersten der Schutz des bäuerlichen Viehzeuges. Um ihr Vieh vor Seuchen zu bewahren, erhielt im schweizerischen Bättis das Martinsland-bild alle Frühjahr einen roten Mantel, so rot wie die Haude des Buntspechts, der einer der



Abbildung 3. Martinsfeuer in Elmburg in Holland 1940. Aquarell nach einem Lichtbild aus der Nieuwe Rotterdamsche Courant, im Brandschuttmuseum Nordmark in Kiel.

Martinsvögel ist; während des Sommers schnitten dann die Alpenbauern Stück um Stück ab und verwendeten es zum Schutze ihres Viehs. Auch das Pferd empfahl man ihm zum Schutz vor den bösen Dämonen des Winters, die, wie Spamer berichtet, mit ungeheurem „Martinsgestampfe“ durch die Lüste brausten und als riesige, feurige, drachenähnliche Spukgestalten in dieser Nacht ihr Unwesen trieben. Als christlicher Schlimmelreiter ist der Heilige Martin ihr großer Gegenspieler. Besonders aber nahm St. Martin folgendes Vieh unter seinen herrlich schönen, rauhen Pelz, der ihm im Alemannischen vor allem den Namen „Pelzmärte“ eingetragen hat: Die Gans und das Schwein. Das hinderte jedoch die Bauern nicht, die fett-kriechende Gans sogleich am Namenstag wohl zubereitet zu verzehren, während das Schwein stückweise bis Ende der Fasenächte, bis Lichtmeß, ausreichen mußte, getreu der alten Bauernregel: „Um Martini schlachtet der Bauer das Schwein, um Lichtmeß muß es gegessen sein.“ Ob dieser Eigenschaft hörte der Heilige auch auf den Namen „Speckmärte“. St. Martin mußte aber zweitens seine schützenden Fittiche auch über den edlen Nebenfaß, den Wein, decken. Auch ihm schreibt man ein Weinwunder zu und übte ihm zu Ehren in vielerlei Form den „Martinskrum“, der uns aus klösterlichen Urkunden, etwa des Domstifts Würzburg, als eine Sonderform des Minnekrumens, aus dem Elsaß des 14. Jahrhunderts als ein „Martinslobtrinken“ überliefert worden ist. Das hohe Alter des Martinskrumens beleuchtet die volkstümliche Lebensart: „Vom Kausch am Martinstag würde der Mensch schön und stark.“ Erinnern wir uns hier, daß in der entsprechenden Zeit im Frühling, wenn die Sonne sich am Himmel wieder aufwärts schraubt, Wasser, besonders Quellwasser ebenfalls „Schönheit und Stärke“ geben; das Osternwasser ist solch ein „Schönheitswässerchen“! Mit Martini

Martinslieder aus Schleswig-Holstein.

Zeiedrichslied a./G.:

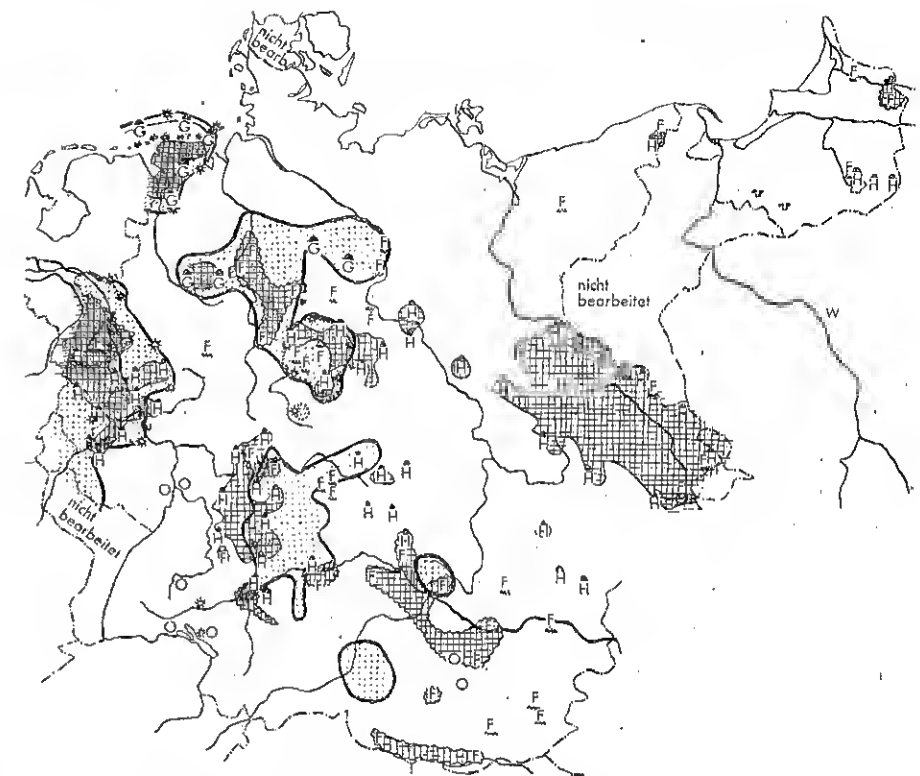
Madden, Madden hülken
en rooden rülken
en rooden rülken an,
dat weer mien ol Madden mann.
Madden, Madden gueshn,
si ni ol to böschn.
Hier en stoel, daer en stoel,
op jede stoel en küffen
un doer en pannkaek twischn.

Lunden:

Maden, Maden hülken,
si ni ol to böschn;
hier en stoel un daer en stoel,
up jeder stoel en küffen
un daer en hülken twischn.
Maden, Maden, gueshn,
si ni ol to böschn.
Min ull Maden wer en mann,
har en rodes rülken an,
dat weer min ull Maden mann.
Maden, Maden har en ho,
de hem Ritschilgen to,
wer ni fett und wer ni mager,
dat weer min ull Maden swager.
Schall'k man 'n snupp licht?

Abbildung 4. Martinslieder aus
der Nordmark. Tafel im Brand-
schutzmuseum in Kiel.

mussten auch in früheren Zeiten die Weinlesen und vor allem das Keltern abgeschlossen sein. Die Weingärtner von Weinsberg tranken dann den sogenannten „Märtelswein“, um an gute Ernte im nächsten Jahr glauben zu können. Auch das berühmte Heidelberger Faß ist erstmalig am Martinstag des Jahres 1752 zu Ehren des genannten Heiligen auf Geheiß des Kurfürsten Karl Theodor mit Wein gefüllt worden. Der Martinstag zeigt sich in dieser kurzen Zusammenstellung als ein besonderer Festtag. Zum Dritten und Verten begleiten den Martinstag auch durch große Teile Deutschlands, durch Bismarck und Holland die Martinsfeuer und Laternenumzüge mit den verummten, verruchten und verlarvten Gestalten, vor allem aus den Kreisen der Kinder und Jugendlichen.



Umsätze am Martinstag (11. 11.): Angaben für das ostelische Deutschland fehlen!
nach Atlas d. dt. Volkstunde, Karte: a+b

- allgemein am 11. November (auch 9., 10.)
- ☆ Laternenumzüge der Kinder am 11. 11. („Laternen, Laternen, Sonne, Mond und Sterne...“)
- ☑ Gebäck am Martinstag (11. 11.): Angaben nach Atlas d. dt. Volkstunde, Karte: 39
- ☑ Im Backofen gebakener C und A ☑: Gewürzbraten, H: Welzenbrotteig
- ☑ In der Pfanne gebakenes (nur unterhalb Köln) ☑ Im Topf gebakenes (u. vereinzelt in Ostpreußen, sonst nur unterh. Koblenz)
- ☑ In flüssigem Fett gebakenes. (Erfasst ist das Reichsgebiet vor 1939.)

Epamer berichtet an dieser Stelle von einem vorchristlichen Abwehrzauber, der sich hier im kindlichen Treiben erhalten hätte – wir aber wollen diese Feuer zu Beginn der Fasenächte keineswegs als etwas Negatives innerhalb unserer Volksbräuche auffassen, sondern in ihnen lieber das Besondere sehen, das sich besonders deutlich in der alten Bauernregel ausdrückt: „Soviel Sterne man am Martinstag zählen kann, soviel Ohm Wein bringt das nächste Jahr ein.“ Für den, der unsere Bräuche in ihrer Lebendigkeit zu deuten weiß, ist es doch vielsagend, wenn es die letzten Hochzeiten, die Jungfernmählten, sein müssen, die das Martinsfeuer im Brand setzen.

Das überaus reiche Brauchtum, das am Martinstag in allen Landschaften gepflegt worden ist und größtenteils noch gepflegt wird, darf immer nur als eine Zustimmung zum schicksalhaften Ablauf allen Geschehens betrachtet werden. Man sieht dieses unwandelbare Schicksal im Ablauf des Jahreswechsels und zugleich im Ablauf des Menschenlebens sich auswirken und erkennt es an, aber nicht etwa hinnehmend, duldbend, sondern stolz und aufrechten Mutes, weil man bis ins innerste Herz hinein von der gesetzmäßigen Ordnung aller Dinge überzeugt ist, und weil man jenes unbeschreiblich Hohe, Göttliche darin empfindet. Man weiß aus einer geschlechterlangen Erfahrung, daß aus einer eisigen, winterlichen Todesstarre nie und nimmer

mer wieder lebendiges Leben erstehen kann; zu solcher Meinung könnte es höchstens in mittelmeeriſchen Ländern kommen, wo nach einem kalten Winter im ſchroffen Wechſel ein kurzer Frühling in den Zauder eines farbenprächtigen Sommers hinübergeht. Man weiß hierzulande vielmehr nur zu gut, daß lebendiges Leben ſtets als ein Keim ſchon da iſt und da ſein muß, lange bevor das Alte ins Grab ſinkt. Dieſer Glaube iſt unerschütterlich und klingt nicht nur durch alle Märchen und Lieder hindurch, ſondern auch durch alle Sitten und Gebräuche unſeres deutſchen Volkes. Es iſt nicht anders, als die Naturbeobachtung uns lehrt: Kein herbſtlich buntes Blatt löſt ſich vom Aſt und fällt kreisend zu Boden, wenn nicht eine zarte Knospe drängend dahinter hervorspreißen möchte. Wer dieſes Schauspiel am herbſtlichen Strauch erlebt und ihm nachgeſonnen hat, der wird auch jene Liebenden verſtehen können, die am Martinstag jeder ein Obſtbäumchen in die warme Stube tragen und feſt daran glauben, daß die beiden Keiſer zur Weihnachtszeit ausblühen werden und ihnen ſo das Wunder zarter Liebe künden.

Eine tiefe Sinnbedeutung hat dem Martinsfeſt und allen ſeinen Bräuchen zugrunde gelegen, als es noch unverfälſcht in ſeiner großartigen Dreihelt hat gefeiert werden können. Im Kreislauf der Jahresfeſte hatte man einen guten Monat vorher das Erntedankfeſt im Vollbewußtſein aller Lebensfreude laut und ausgelaffen gefeiert. Mit den kürzer werdenden Tagen war man ſtiller geworden, hatte auf das wechſelvolle Geſchehen des Jahres zurückgeſchaut und ſchließlich am Allerſeelestage oder am Totensonntag den toten Ahnen und den für das Vaterland gefallenen Söhnen Stunden des Bedenkens und des Gedächtniſſes geweiht – wie aber nach einem Leichenbegängnis der Marſchſchritt der jungen Mannſchaft wieder ſtraff und froh wird, genau ſo hob man auch am Martinstage zum erſten Male den Blick wieder voraus in die Zukunft des neuen Jahres und holte ſich den Fackelſchein der lodenden Martinsfeuer in die immer dunkler werdende Stube hinein. Mit dieſer erſten, lichterfüllten Zuverſicht ging man in die beginnende, dunkle Winterzeit hinein und vertraute auf den Sieg des kommenden Frühlings!

Otto Uebel: Heilige Berge im Elſaß

Schwerſte früher in der Vorgeſchichtsforſchung die Auffaſſung von der Überlegenheit der keltiſchen und römischen Kultur im ſüddeutſchen Raum überhaupt, ſo war dies im beſonderen der Fall für das römisch beſetzte Gebiet am Oberrhein; ja das linksrheinische Gebiet, die Pfalz und das Elſaß, wurde ausschließlich unter keltiſch-römischen Geſichtspunkten betrachtet. Der Durchbruch der neuen völkischen Vorgeſchichtsforſchung in Deutſchland konnte ſich auf das Elſaß unter der Franzosenherrschaft nicht auswirken. Planmäßige Forſchungen, beſonders Grabungen, wurden nicht durchgeführt; die Arbeiten beſchäftigten ſich mit den „*époues celtique et gallo-romaine*“. Man überſah die immerhin ſeit Caſar bekannte Tatſache, daß das Elſaß germanisch beſiedelt worden war, ehe Caſar überhaupt nach Gallien kam. Denn ſchon um das Jahr 100 v. Z. drangen landſuchende Sweben über den Rhein, nicht nur in das Elſaß, ſondern auch in die Gebiete jenseits des Wasgenwalbes bis in das obere Rhone- und Saonegebiet. Man überſah auch, daß die Tatſache der germanischen Beſiedlung dieſer Gebiete von den Römern ſelbſt trotz der Beſiegung Ariowis und der Vorſchiebung der römischen Reichsgrenze an den Rhein anerkannt worden war: die Gebiete weſtlich des Oberrheins wurden „*Germania superior*“ genannt; „*Germania inferior*“ hieß der nördliche Teil des öſtlichen Galliens von der Eifel (Wingſbach) bis zur Nordſee.

Nach den römischen Quellen ſaßen weſtlich des Oberrheins die Wangionen, mit Worms als Borort; ſüdlich von dieſen ſaßen die Remeter, um Speyer; im unteren Elſaß folgten die Triboker, mit Breucomagus, dem heutigen Brumath, nördlich Straßburg, als Mittelpunkt.

Freilich ſcheinen ſchon zur Zeit des Tacitus, alſo kaum 150 Jahre ſpäter, dieſe Germanen in der keltiſch-römischen Miſchbevölkerung des Oberrheins aufgegangen zu ſein.

Der zweite germaniſche Vorstoß aber macht das Elſaß endgültig germanisch: der ſwedische Stamm der Alemannen durchbricht im 3. Jahrhundert den römischen Eimer und läßt ſich, nachdem er erſt das Gebiet öſtlich des Oberrheins bis zur oberen Donau beſetzt hat, nach 400 auch weſtlich des Rheins bis zum Wasgenwald und zur oberen Saar nieder.

Zwei Berge ſind es, denen ſchon vom wehrmäßigen Geſichtspunkt aus eine beſondere Bedeutung zukommt, indem ſie die Eckſteiler der Germanenherrschaft gegen die Kelten darſtellen, die wir aber zugleich als die zwei Hauptheiligtümer der Germanen im Elſaß anſprechen können: es ſind der Obſillenberg und die Donne.

Der Obſillenberg, den am eingehendſten, freilich ſaſt nur im Hinblick auf keltiſch-römischen A. Forrer unterſucht hat, ſtellt das größte und beſterhaltene vorgeschichtliche Bauwerk auf deutſchem Boden dar. Den Gipfel oder beſſer: die Hochfläche des 762 Meter hohen, die ganze Ebene beherrſchenden Berges umzieht ein rieſiger, ſich dem Gelände anpaſſender Ringwall, deſſen gewaltiges Mauerwerk noch heute weithin erhalten iſt. Der Berg dürfte ſchon in ur-nordischer Zeit eine beſondere Rolle geſpielt haben; denn unter den Fundgegenſtänden beſinden ſich auch jungſteinzeitliche Tonſcherben und Waffen, die dem Michelsberger Kreis zugehören. Mehr läßt ſich jedoch erſt aus altgermaniſcher Zeit, d. h. aus der keltiſchen Latenezeit ſagen. Man ſetzt die Entſtehung deſſen eine Fläche von über 100 Hektar umſchließenden Ringwalles in die Zeit zwiſchen 500 und 250 v. Z. Der Wall beſtand aus einer durchgehenden 1½–2 Meter breiten und ſtellenweiſe noch heute bis 3½ Meter hohen Trockenmauer, deren Quader durch „Schwalbſchwänze“ verbunden waren; außer längeren Strecken der über 10 Kilometer langen Ringmauer ſelbſt ſind einzelne Tore ſowie die Straßen, die auf ſie zuführten, noch heute feſtzuſtellen. Die Wallburg ſelbſt war durch zwei Quermälle in drei Teile geteilt, aus deren mittlerem ſich der nach Nordoſten vorſpringende Gipfel erhebt; dort entſpringt auch die größte der drei Quellen des Berges.

Dort wo heute das Kloſter ſteht, war einſt ein Steinkreis, an deſſen Stelle, wohl in der Römerzeit, ein Tempel aus ſechs mächtigen Steiſäulen errichtet wurde; wie Forrer wohl mit Recht vermutet, beſand ſich hier ein Steinkreis in der Art der Großſteinkreisheiligtümer, wie ihn noch Stonehenge zeigt. Etwas weſtlich davon, unterhalb der Plattform des Berges, auf der heutigen „Großmatt“ fand Forrer eine Steinkreisanlage von nur 1,30 Meter Durchmesser, die, aus einer Unmenge von kleinen Steinen zuſammengeſetzt, ein winziges „Stonehenge“ bildete. (Einen Wiederherſtellungsverſuch bringt Forrer in ſeinem „Realexikon“.)

Die zuvor wohl den keltiſchen Mediomatritern beim Germanenſturm als Fliehburg dienende Feſtenfeſte wurde die Cauburg der germaniſchen Triboker. Daß ſie damit zugleich das Stammesheiligtum dieſes germaniſchen Volksſtamms wurde, iſt nicht nur deſhalb anzunehmen, weil wohl alle germaniſchen Wallburgen zugleich Heiligtümer umſchloſſen, ſondern auch aus dem Umſtand zu ſolgern, daß auch die Römer auf dem Berg den oben erwähnten Tempel dem Jupiter Maximus weihten. Jupiter Maximus iſt aber in den römischen Provinzen nur die römische Bezeichnung für den oberſten Gott überhaupt: in dem keltiſch-germaniſchen Gebiet bezeichnet Jupiter den keltiſchen Hauptgott Bifucius bzw. den germaniſchen Wodan; ſtatt Wodan kann aber auch je nach dem Volksſtamm Donar oder Ziu gemeint ſein. Ziu wäre in unſerm Fall auch deſhalb möglich, weil die Sweben allgemein als Ziu-Verehrer gelten. Vielleicht aber war der Berg, d. h. ſeine einzelnen Gipfel mehreren Göttern geweiht, wie ſich auch ſonſt, beſonders in Weſtdeutſchland, häufig Heiligtümer für zwei oder drei Göttern in einem oder dicht beieinander finden.

Ähnlich liegen die Dinge nach dem zweiten germaniſchen, dem alemanniſchen Vorstoß. Wir ſind, ſolange keine eindeutigen Funde vorliegen, im einzelnen ganz auf Vermutungen angewieſen. Jedenfalls wurde der Obſillenberg der heilige Berg der Elſaßalemannen. Einen beſonders deutlichen Beweis für die Heiligkeit des Berges in germaniſcher Zeit aber liefert das Verhalten der Kirche. Es wurden nämlich, wie auch ſonſt oft, von der Kirche gleich beide Verſahren, das der Heiligung (im chriſtlichen Sinne) und das der Verzeufelung angewandt: einer-



Abbildung 1. Der Odillenberg, Heldenmauer und Kloster. Aufnahme Braun.

seits wurde auf der obersten Plattform des Gebirgskammes ein Kloster errichtet, andererseits wurde der Platz, wo sich vermutlich das germanische Heiligtum befand, verteuft. Die Wahl der Heiligen ist dabei aufschlussreich: das Kloster wird der Jungfrau Maria und dem Heiligen Petrus geweiht. Nun ist aber Maria als „Gottesmutter“ und „Himmelkönigin“ Nachfolgerin der höchsten „heidnischen“ weiblichen Himmelsgottheit, bei den Römern der Juno oder der Diana, bei den Germanen der Frīja, Fricka oder wie immer die Gemahlin des obersten Gottes genannt wurde; Petrus ist bekanntlich meist der Nachfolger Donars. Auch die Wallfahrten, die schon seit Urzeiten auf diesen heiligen Berg und zu seinen heiligen Quellen gingen, werden von der Kirche übernommen und bis heute fortgesetzt; die besondere Berg- und Quellenheiligkeit wird St. Odilia. Mit dieser aber hat es eine eigene Bewandnis. Die Kirche kennt ursprünglich keine Quellenverehrung; noch in den berühmten Capitularen Kaiser Karls ist diese unter Todesstrafe gestellt. Da man aber die alte Anschauung und den mit ihr verbundenen Brauch nicht ausrotten konnte, ließ man „anbeten, was man vorher verbrannt“ hatte. Wenn die kirchliche Legende von Odilia, der angeblichen Stifterin des Klosters, erzählt, sie sei eine Tochter des Alamannenherzogs Eticho gewesen und habe sich, ihres christlichen Glaubens wegen verfolgt, auf einen Berg – der schon vorher ein heiliger Berg war! – zurückgezogen, so sehen wir hier dieselbe Legende auftauchen, wie sie auch im Badiſchen von Odilienkapellen, andernorts von Walpurgis- und Notburgakapellen erzählt wird. „Woher Odilia bei ihrer heiligen Ausreise ging, entsprang zu ihren Füßen der heilkräftige Brunnen“, sagt J. M. B. Claus in seinem Buch „Die Heiligen des Elsaß“. Die natürliche Heilkraft der Quelle wird zu einem übernatürlichen Wunder.

Auf dem „Hegenplatz“ finden sich außer natürlichen Steinbecken auch künstlich angelegte Steintreppen sowie einige Vertiefungen im Fels, die man als Schalensteine angesprochen hat. Doch läßt sich Bestimmtes hier noch nicht sagen. Wahrscheinlich haben wir hier, nicht auf dem



Abbildung 2. „Rekonstruierter“ Tempel auf der Hohen Donne. Aufnahme Braun.

alten Tempelplatz, das germanische Heiligtum zu suchen (s. auch unten!). An den „Hegenplatz“ knüpft auch die Sage vom Wilden Jäger an: ein weiterer Beweis für die Heiligkeit des Ortes in vorchristlicher Zeit. Noch einer andern Überlieferung sei kurz Erwähnung getan: von der nördlich des Klosters errichteten Engels- oder Hängenden Kapelle sagt der Volksglaube: wenn ein Mädchen neunmal die Runde um die Kapelle macht, bekommt sie noch in demselben Jahr einen Mann.

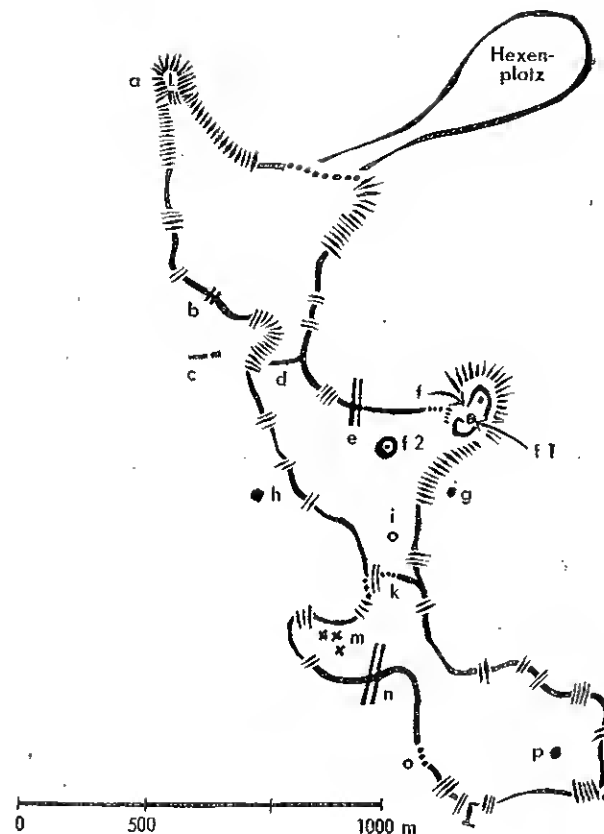
Es ist anzunehmen, daß das germanische Heiligtum auf dem Odillenberg geortet war. Doch konnte ich, von dem jetzigen Kloster ausgehend, eine solche Ortung nicht feststellen. Dagegen ergeben sich möglicherweise von einem bestimmten Punkt des „Hegenplatzes“ aus Drüngenlinien, die mir jedoch noch nicht genügend gesichert erscheinen, um mehr als diese Vermutung auszusprechen.

Aus der späteren Zeit sei noch vermerkt, daß der befestigte Gipfel, die „Hochburg“, im 7. Jahrhundert in merowingischen Besitz kommt; eine Quelle des 8. Jahrhunderts nennt sie „Alttona“. Außerhalb des Mauerwerks, nach Südwesten zu, wurden außer Gräbern aus der Landnahmezeit auch solche aus der Merowingerzeit gefunden. Das angeblich im 7. Jahrhundert gegründete Kloster wird, an Stelle der Hochburg, wahrscheinlich unter Kaiser Karl I. errichtet. Unter Kaiser Friedrich Barbarossa lebte in dem Kloster eine der berühmtesten Frauen des Mittelalters, die recht weltlich gesinnte Herrad von Landsberg, die dort oben ihren köstlichen „Hortus deliciarum“ verfaßte.

Der zweitbedeutendste heilige Berg des Elsaß ist die Hohe Donne, die meist leider nur unter dem französischen Namen Donon bekannt ist. Schon ihr Name, der auf das keltische dun (= Zaun) zurückgeht, verrät uns, daß wir es auch hier ursprünglich mit einer keltischen Wallburg zu tun haben, und tatsächlich umzieht den Berggipfel ein aus keltischer Zeit stammender Ringwall. Die Donne überragt den Odillenberg noch um über 200 Meter; sie bildet zu ihm

Abbildung 3. Die Ring-
wallanlage auf dem Obillen-
berg. Ringwall.

- a Hagelschloß
- b Tor mit Pfosten
- c Schloß Drossstein
- d nördl. Quermauer
- e Eintritt der Römer-
straße von Herolt
- f Kloster Obillenberg
- f1 ehem. Stelzenkreuzstempel
- f2 ehem. kleiner Stelzenkreuz
- g sog. Obillenquelle
- h Quelle, sog. Badstube
- i sog. Johannisquelle
- k südl. Quermauer
- l Eintritt der großen
Straße
- m vorgeschl. Gräber
- n Eintritt der Barren-
Römerstraße
- o sog. Deulenhöhlen
- p sog. Heidenbrunnen
- q Mäuelstein



insfern ein Gegenstück, als sie auf der Wasserscheide des mittleren Wasgenwaldes auch nach „Gallien“ hineinblickt.

Als keltische Bergfeste gehört auch die Donne in die Reihe der vielen keltischen „oppida“, von denen Cäsar in seinem „Gallischen Krieg“ berichtet. Auch auf der Donne befand sich schon vor der Römerzeit ein Heiligtum der Kelten, dann der keltisch-germanischen Mischbevölkerung, eine Annahme, die wiederum erhärtet wird durch die Tatsache, daß die Römer ebenfalls dort ein Heiligtum errichteten und zwar einen Merkurtempel, aus dessen Trümmern man im 19. Jahrhundert einen römischen Tempel „rekonstruierte“, wie Forrer mit Recht in „“ schreibt. In diesem wurde, nachdem die meisten Funde leider schon zuvor in alle Winde zerstreut waren, ein kleines „Museum“ mit den restlichen Funden errichtet. Ein in den Bergfelsen gehauenes, langrundes Flachbild zeigt einen Eber (oder Stier?) und einen Löwen (oder Hund?) und die noch nicht befriedigend gedeutete Unterschrift *BELLICO VS SVRBVR*. Im Hinblick auf ein Steinbildwerk von Sphenhausen im Hundsrück, wo ein Eber als heiliges Tier des Waldgottes der ursprünglich germanischen, aber zu jener Zeit bereits verkelteten Treverer erscheint, könnte man auch das Flachbild auf der Donne in diesem Sinne deuten. Vielleicht weist das Bild-

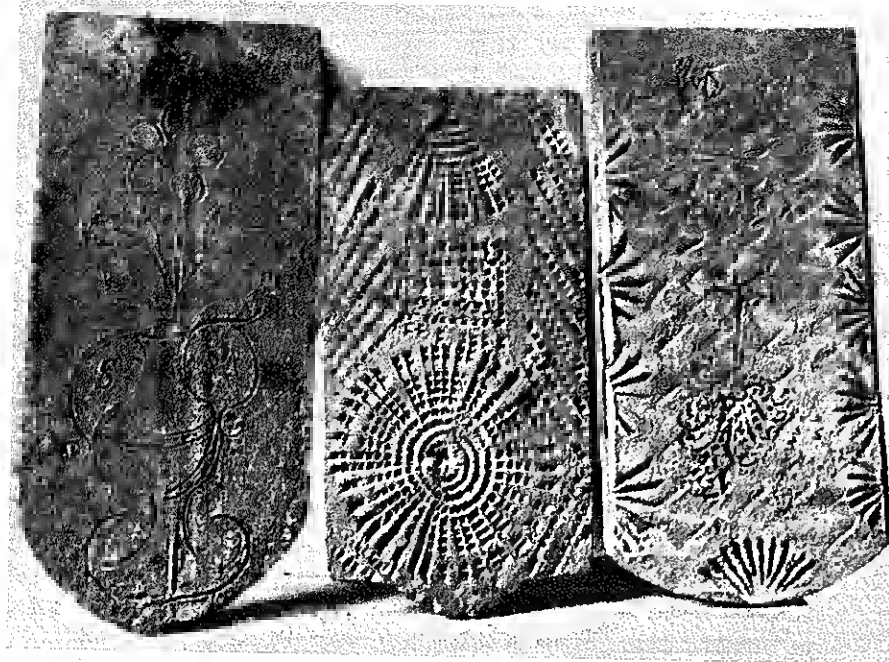
werk auf den „Deus Vosegus“, wie ihn eine römische Weihinschrift auf einem verlorengegangenen Stein bezeichnet. Die Inschrift ist uns überliefert durch J. D. Schöpflin in seiner „Alsatia illustrata“ vom Jahre 1751, die ihrerseits wieder auf der Darstellung des Abtes von Moyaumontier Hyacinthe Allot v. J. 1692 fußt. Ob sich hinter dem deus Vosegus der keltische Hauptgott Visucius verbirgt, wissen wir nicht. Der „Wasgougott“ ist jedenfalls das Gegenstück zu der rechtsrheinischen Schwarzwaldgöttin, der „Diana Abnoba“, die uns schon durch Tacitus belegt ist. Außerdem fanden sich auf der Donne mehrere Merkurstatuenbilder. Neben Mauerresten von römischen Tempelanlagen wurden auch Reste von drei Altären aufgefunden, die dem Jupiter Optimus Maximus geweiht waren. Wir finden also hier die Verehrung derselben Gottheiten wie auf dem Obillenberg; denn „Merkur“ ist wie „Jupiter“ auch hier nur die römische Bezeichnung für den keltischen Visucius bzw. den germanischen Wotan, wie die Beispiele von Baden-Baden, Heidelberg, Mittenberg u. a. zeigen.

War die Hohe Donne erst der Berg der Kelten, dann der Alemannen, so wurde er mit dem Vordringen der Franken gegen das alemannische Gebiet ein Berg der Franken. Der oben genannte französische Geschichtsschreiber hat uns denn auch diesen Namen in der Bezeichnung des ganzen Gebirgsstockes als „Montagne de Framont“ überliefert; noch heute heißt ein kleiner Ort südlich des Berges Framont = Frankenberg. Der Volksmund freilich erzählt, der Berg heiße so, weil auf ihm der fränkische König Saramunt mit märchenhaften Schätzen begraben sei. So märchenhaft diese Überlieferung scheint: auch in ihr erhielt sich – wie beim Königsgrab von Seddin und andernorts – ein wahrer Kern: auf der Donne wurden keltische Brandgräber mit Aschentrümmern, freilich ohne märchenhafte Schätze, gefunden.

Auf die Wodanverehrung im germanischen Elsaß weisen noch zwei andere Tatsachen hin: neben zahlreichen Steinen, die Mercur-Wodan geweiht sind, finden sich, und zwar nach Süden bis etwa Straßburg, die sonst besonders im Gebiet des Mittelrheins anzutreffenden sogenannten Jupiter-Giganten-Säulen; die bedeutendste im rheinischen Gebiet ist der sogenannte Selzer Meiler; Selz, im Norden des auch vorgeschichtlich bedeutsamen Hagenaues Forstes, war eine tribulische Siedlung.

Ein zweites sind die vielen Volksagen, die sich mit den Gestalten des Wilden Jägers, des „Bockstiegers“, des Teufels und der Hexen beschäftigen. Gestalten, die alle die Gegend zwischen Obillenberg, Hoher Donne und Dagsburg im nördlichen Elsaß „unsicher machen“. Uns heutigen ist die hohe Donne noch in einem andern Sinne ein heiliger Berg: auf seinen Höhen ruhen die toten Heiden, die im Kampf für Deutschlands Größe fielen.

Besser ist es für einen jeden,
daß er seinen Freund räche als daß er viel trauere;
Sicher wird ein jeder von uns das Ende erfahren
des Lebens; es erwirke, wer kann,
Ruhm vor dem Tode! Das ist für den Gefolgsmann,
den nicht mehr Lebenden, hernach das Beste,
Beowulfepos.



Die Zundgrube

Dachziegel als Sinnbildträger. Im Dezember 1940 der Zeitschrift *Germanen* waren zwei Dachziegel aus dem Rheingau abgebildet, die eingeritzte Darstellungen aufwiesen, die man ohne weiteres als „Lebensbaum im Gefäß“ ansprechen konnte. Der Verfasser, Rud. Arth. Zichner, hat dazu die Vermutung ausgesprochen, daß dabei „wohl noch eine unbewusste Nachwirkung der alten Form des Lebensbaumes“ gemeint sein dürfte, „wie solche von unseren Vorfahren als Sinnbild verwendet worden ist“. Da wir nun überall in Heimatmuseen, in Heimatliteratur usw. derartige Funde machen können, muß doch einmal untersucht werden, ob bewußt diese Dachziegel als Sinnbildträger benutzt worden sind oder ob nur ein einfaches Schmuckbedürfnis vorgelegen hat. Die außerordentliche Häufigkeit solcher geschmückter Ziegel

legt letztere Annahme nahe, doch müßte die Tatsache, daß unter den verwendeten Zeichen ganz bestimmte Motive auftreten, die vorwiegend Hellscheiben sind (besonders Bäume und Sonnen) oder Abwehr darstellen (Knoten), den Schluß zulassen, daß eine ganz bestimmte Absicht bestand bei der Verwendung von solchen Ziegeln, die doch dem Auge durchaus verborgen blieben und höchstens bei einer Dachausbesserung nach Jahrzehnten wieder gefunden wurden. Die Absicht der Verzierung kann man damit also eigentlich schon ausschalten. Es muß ein anderer Grund für die Anfertigung und Legung solcher Ziegel bestimmend gewesen sein.

Häufig hört man für diese Art von Ziegeln die Bezeichnung „Feierabendziegel“, ein Ausdruck, dessen Entstehung nicht klar ist. Die Erläuterung, die sich in einem mitteldeutschen Museum (Merseburg) findet, daß nämlich die Dachbedeker aus Freude darüber, daß das Dach fertig geworden sei, in den letzten Dachziegel solche Figuren eingeritzt hätten, dürfte kaum zutreffen. Das Irrtümliche dieser Annahme geht daraus hervor, daß diese Figuren

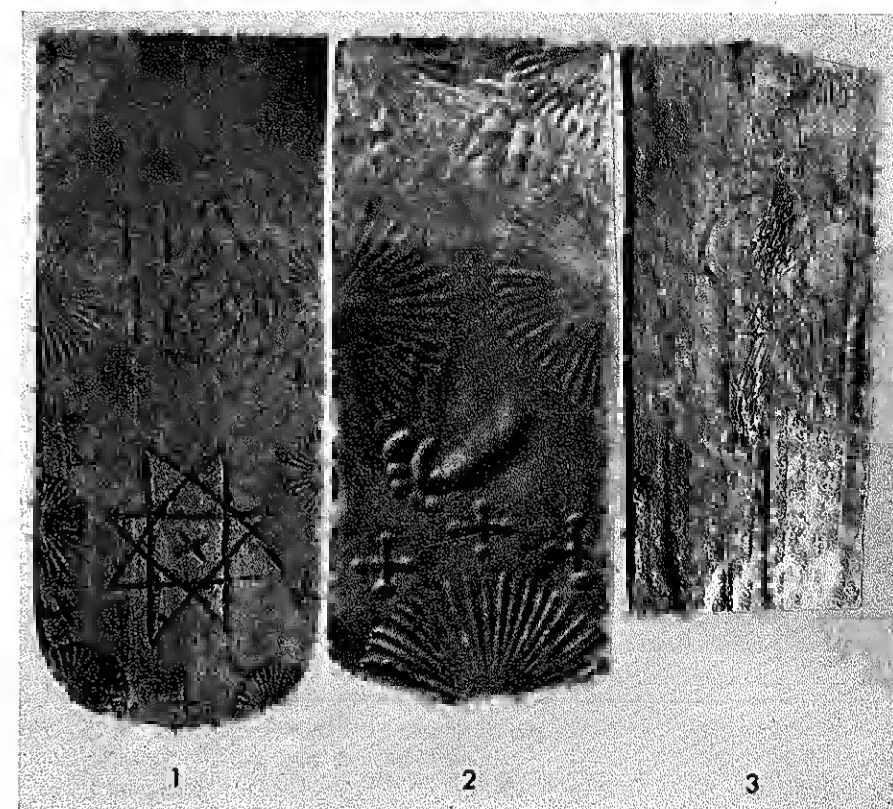


Abbildung 1 (links nebenstehend). Dachziegel mit Sinnbildern. Aufnahme Ahnenerbe aus: Deutsche Volkskunst in Franken. — Abbildung 2. 1. Stuttgart, Altertumsammlung. Aufnahme Ahnenerbe Weigel 2. Preuß.-Gplau, Museum. Aufnahme Ahnenerbe Käßhardt. 3. Willingen, Städtische Altertumsammlung. Aufnahme Ahnenerbe Weigel.

gen schon in den weichen Ton, vor dem Brennen also, eingeritzt wurden. Eine nachträgliche Bearbeitung scheint nicht vorzuliegen. Mag Walter hat in einer Arbeit „Die Kunst der Ziegler“ in der Oberdeutschen Zeitschrift für Volkskunde (I, 1927) die Fragen, die mit solchen geschmückten Ziegeln zusammenhängen, untersucht. Er stellt dabei richtig fest: „Der Dachziegel reißt sich mit diesen Inschriften deutlich ein unter die Schutzmittel für das Haus, und diese Feststellung unterstützt die Annahme, daß auch die vielen Sonnenbilder ähnliche symbolische Bedeutung hatten.“ Daß das Dach eine besondere Rolle spielt, liegt auf der Hand. Das Handwörterbuch des Deutschen Aberglaubens (II, 115 ff.) gibt dazu an: „Bei fast allen Völkern spielt das Dach einerseits als Hauptangriffspunkt

dämonischer Mächte, andererseits als sicherster Schutz des Menschen im Volksglauben eine große Rolle.“ Eine Anzahl von Beispielen, die daher mit dem Dach verknüpft, und die vielen Sinnbildverwendungen, die uns in Form von Giebelzeichen oder als Ausgestaltung des Giebelbretts usw. begegnen, bestätigen diese Ansicht ganz eindeutig. Es ist nun aber die Frage, was an Überlieferungen über die Herstellung solcher besonderer Ziegeln erhalten ist. Walter schreibt in der genannten Arbeit: „Wie die Volkskunst immer da einsetzt, wo es gilt, einen Zweckgegenstand zu verschönern, den Zwang der Arbeit mit der Freiheit der Person zu durchdringen, so will auch die Kunst der Ziegler, echte Volkskunst in ihrem ganzen Wesen, zunächst nichts, als den Ziegel schön machen. Eine Formveränderung zu-

gunsten der Kunst mußte ausgeschlossen bleiben, unantastbar war der Zweck. So bleibt die Kunst linear und ornamental . . . Etwas von der Selbstverständlichkeit in der Form des Ziegels liegt in der Art der Zeichnung darauf. Alle Tierformen und Motive der Volkskunst kehren auf den Dachziegeln wieder. Geometrische wie die gerade Linie, der Kreis, die Wellenlinie, die Spirale. Aus der Umwelt die Blume, der Strauch, der Vogel, die Sonne und die Sterne. Was auch der Ziegler macht, will er 'schön' machen." Es ist mit dieser Darlegung bereits gezeigt, daß die besondere Bedeutung, die nämlich nicht in der „Kunst“ oder dem „Können“ der Ziegler liegt, sondern in der brauchstümlichen Verwendung einmal der Motive, dann der Dachziegel dieser Art im besonderen, nicht erkannt worden ist. Wohl stellt der Verfasser dann noch fest: „Aus ‚Spielerei‘ geboren bezeichneten mehrere alte Ziegler die meisten Verzerrungen und Schreibereien auf den Dachziegeln. Auch einer der Ziegelnächte aber trug auch das Bedürfnis in sich, einen ‚schönen‘ Ziegel zu machen, lebte formend mit und in seinem Werkstoff. Und es gab immer Bauern, die einen schönen Ziegel gerne kauften“, ja sogar solche bestellten.“ Damit streift er nun aber den tieferen Sinn dieser Ausgestaltungen. Bauern bestellten also sogar solche Dachziegel, die vom Ziegler schlechthin als „schöne Ziegel“ bezeichnet wurden! Sie verlangten also eine Verwendung von solchen Segenszeichen auch auf dem Dache, wie sie im Schnitzwerk am Hofstor oder irgendwelchen Geräten ebenfalls solche Zeichen zu haben wünschten, die ihren Vorfahren etwas bedeuteten. Wie in jeder anderen Form von Sinnbildverwendung sehen wir auch hier wieder, daß der klare Wunsch des Bauherrn danach zielte, solche Sinnbildformen zu verwenden, die durch Geschlechter bei seinen Vorfahren üblich waren. Ein Zufall bewies mir, daß nicht nur die Ziegler solche „schönen“ Ziegel anfertigten, sondern auch der Töpfer. Der Inhaber einer alten Töpferei in Lauterbach in Hessen erzählte uns, daß sein Vater noch viele derartige Ziegel angefertigt und gebrannt hätte, und daß die Bauern der Umgebung sogar ganz bestimmte Formen, vorwiegend aber Bäume gewünscht hätten. Die Sinnbildbedeutung dürfte aus

diesen Darlegungen an sich klar hervorgehen. Selbst an Stellen also, die dem Auge nicht zugänglich waren, wurden bewußt Sinnbilder angebracht, deren schützende Kraft dem Anwesen dienen sollte. Besonders eindringlich wird diese Annahme dadurch unterstrichen, daß ein in Billingen gefundener Dachziegel (jetzt in den städtischen Kunstsammlungen) einen Wächter zeigt, über dessen Bedeutung kürzlich meine Arbeit „Der Wilde Mann im Holzbau, Beitrag zur Klärung eines Sinnbildes“ (Germanien 1941, S. 5, S. 181 ff.) berichtete. Der Ziegel stammt vom Anfang des 16. Jahrhunderts. Aus der gleichen Zeit fand sich der Wächter auch als Schlüsselblech an einem Türbeschlag des Rathauses in Stade in gleicher Bedeutung verwandt.

Wenn die ersten „schönen“ Ziegel dieser Art auftauchten, ist nicht ohne weiteres feststellbar. Datierungen neben solchen Mitzeichnungen konnte ich bisher erst ab 1603 feststellen. (Um diese Zeit fangen hartgedeckte Dächer an häufiger zu werden.) Sie reichen bis Ende des 19. Jahrhunderts und kommen vermutlich in bestimmten Gegenden – dort wo sie eben zum heimischen Brauchtum gehören – auch heute noch vor. Flachziegel mit besonderen Inschriften gibt es aber bereits im 15. Jahrhundert. In den Sammlungen des Klosters Hersau liegt ein Ziegel, datiert 1477, mit der Inschrift: „Alle quida (m) — gaudens tulit quasum (casum) — Tu qui legis impone (s) nasum.“ Ein zweiter Ziegel von 1471 zeigt die Inschrift: „Alle lavit laterem, qui vult custodire mulierem.“ Das grobe Mönchslatein und die Derbheit der Worte sprechen für sich. Man gewinnt durchaus den Eindruck, als wenn die Ziegel aus an sich üblichen Gründen mit einem Spruch versehen wurden, der aber in gewisser Absicht das Volkstümliche der Handlung persiflieren soll. Eine Reihe von Dachpfannen von Klosterbauten sind mir aus Kronach in Franken (dort im Museum) bekannt, auf die eingestempelt wurde I. H. S. — 1650 — Georg Ziegler. Auch hier ist doch wohl mit Bewußtsein die kirchliche Segensformel an Stelle der üblichen Sinnbilddarstellung getreten.

Von besonderem Interesse dürften Dachziegel sein, in deren Ton Kinderfüße oder auch Hände (letztere von Erwachsenen oder von Kindern) eingedrückt wurden. Derartige



Abbildung 3. Dachziegel aus Kronach in Franken. Aufnahme Hinnerbe Weigel.

Funde sind aus dem gesamten Reichsgebiet bekannt. Die Bedeutung ist noch nicht einwandfrei ergründet. Man nimmt vermutlich mit Recht eine beabsichtigte Übertragung der Kräfte an, die durch diesen Fuß oder Hand-

eindruck vollzogen werden sollte, wie sich aus den verschiedensten Bräuchen ähnliche Kraftübermittlungen ergeben. Man glaubt auch, eine Art von stellvertretendem Bauopfer in diesen Formen erkennen zu können. Diese

Frage ist noch nicht geklärt und wird hiermit gestellt. Vielleicht sind noch andere Formen ähnlicher Übertragungen bekannt, die im Wörterbuch des Deutschen Aberglaubens auch noch nicht vermerkt wurden. An mittelalterlichen Bauten finden sich häufig Ziegelsteine – nicht Dachziegel, sondern ritzige Mauersteine –, die ebenfalls Abdrücke solcher Füße oder Hände, öfter noch Abdrücke von Tierpfoten von Hunden oder Katzen aufweisen. Die häufigste Erklärung hierfür besagt, daß die Tiere oder Kinder über die Ziegel beim Trocknen hinweggelaufen seien. Da wäre es aber verwunderlich, daß diese Spuren fast immer genau in der Mitte der Ziegelsteine zu finden sind und nie halb auf den Ziegeln erscheinen. Vermutlich liegt hier aber ebenso ein Brauch vor wie bei den entsprechenden Abdrücken auf den Dachziegeln. Es finden sich außerdem in bestimmten Landschaften – mit besonderer Vorliebe im niederländisch bestimmten Nordhazoorland – Ziegelsteine im Mauerwerk an der Hausfront, die als Sinnbildträger dienen, in die Sinnbildzeichen eingeritzt oder eingestempelt wurden. Hier tritt uns also ein verwandter Brauch entgegen, der sichlich alte Wurzeln hat. Die ältesten derartigen Ziegelsteine sind mir bislang von einem Lübecker Salzspeicher des 14. Jahrhunderts bekannt. Ferner sind einige wenige Funde bekannt geworden, nach denen derartige Sinnbilder auf die Seite des Ziegelsteines geritzt wurden, die im Mörtel, also im Mauerwerk lag, so daß erst recht dem Auge verborgen hier eine sinnbildhafte Handlung zur Auswirkung kommen konnte. In diesem Zusammenhang sei an den „Nunenziegel“ erinnert, der beim Abbruch eines Mauerteils am Kloster Lehnin in der Mark gefunden wurde. (H. Arnß, Der „Nunenziegel“ vom Kloster Lehnin. Prachisfor. Zeitschrift 1935, H. 1/2). Es handelt sich um eine Nuneninschrift, die um 1200 entstanden sein dürfte. Auffälligerweise fehlen Vokale, so daß man auf die Vermutung kommen kann, daß es sich bei der Schrift um einen sinnbildhaften Brauch handelt. Es ist auch nicht geklärt, ob die Inschrift in deutscher, dänischer oder lateinischer Sprache gemeint sein soll, doch verweisen die Formen der Nunen auf die dänische Reihe. Vielleicht ist dieser Brauch, der aus dieser durch Zufall an das Tageslicht gekom-

menen Inschrift spricht, der älteste Beleg derartiger segnender, schützender oder Kraft verleihender Inschriften, deren Nachfahren die Dachziegel der deutschen Bauernlandschaften darstellen; ein Brauch, der sich auf die Dachziegel ausdehnte, als die harte Dachbedeckung mehr und mehr sich durchsetzte.

Karl Theodor Weigel.

Zum „Stundenbuch“ der Anne de Bretagne. Wir haben in dieser Zeitschrift wiederholt auf ein wichtiges Blatt hingewiesen, das dem „Stundenbuch“ der letzten Herzogin der Bretagne, Anna, entnommen ist und den Mailbaum als Dreistufenbaum zeigt (Germanien 1938, S. 147; 1940, S. 443). In diesem Jahrgang hatte ich dann auf Seite 104 an Stelle einer schlechten und unvollständigen Lithographie das Original selbst abgebildet, das ich auf der Nationalbibliothek in Paris besorgt hatte; vgl. meinen Aufsatz „Die Einfeupyramide in der Landschaft“, S. 100 bis 109 dieses Jahrganges (Abbildung 5). Die Aufzeichnungen über das Stundenbuch selbst, die ich dabei gemacht hatte, waren mir bei einem Autounfall verlorengegangen. Ich bin jetzt in der Lage, sie nachzuholen. Bei der Bedeutung des erwähnten Bildes sind einige damit zusammenhängende Fragen von besonderem Interesse.

Das Buch, das den Titel führt „Les Heures d'Anne de Bretagne“ ist eine Art von Gebet- und Erbauungsbuch, das eigens für die Herzogin von hervorragenden Künstlern geschaffen worden ist. Es ist als Manuscript Latin 9474 eins der wertvollsten Stücke der Bibliothèque Nationale in Paris. Der Band besteht aus 238 Pergamentblättern in Kleinfolio (300 zu 190 mm), der Einband aus schwarzem Chagrinleder mit silbernen Schließen stammt vom Ende des 17. Jahrhunderts. Die Kalenderblätter sind mit großer Kunst ausgestaltet; die eingeschalteten ganzseitigen Blätter enthalten durchweg Szenen aus dem irdischen und heiligen Leben, doch sind die zwölf Monate mit Szenen aus dem heimischen bürgerlichen und bürgerlichen Leben dargestellt. Wir kennen aus derselben Zeit eine Anzahl ähnlicher Kalender- und Erbauungswerke, wie das Breviarium Grimaldi oder die „Très riches Heures du Duc de Berry“, die uns zeigen, wie die mittelalterliche Buchkunst

hier um die Zeit ihrer Ablösung durch die Buchdruckerei ihre letzte Vollendung erlebte. Man hat als das Jahr der Vollendung des Stundenbuches früher das Jahr 1497 angenommen; gestützt auf zwei Rechnungsbelege der Herzogin (und Königin von Frankreich). Man hat aber noch eine andere Zahlungsaufweisung der Königin Anna gefunden, die am 14. März 1507 zu Blois ausgestellt ist und bestimmt, auszugeben „à notre cher et bien aimé Jehan Bourdichon, peintre et valet de chambre de monseigneur (des Königs) la somme de mil cinquante livres tournois, en six cens escuz d'or, . . . tout pour le récompenser de ce qu'il nous a richement et somptueusement historié et enluminé unes grans Heures pour nostre usage et service, où il a mis grant temps, que aussi en faveur d'autres services . . .“.

Der Künstler ist also für eine meisterhafte Leistung wenigstens einigermaßen anständig entlohnt worden. Ob er ein Breton oder ein Franzose war, ist nicht genau festzustellen; ebenso wenig von einem gewissen Jehan Poyet, der nach anderen Nachrichten die Blumenmalereien zu dem Stundenbuch beigesteuert hat (vgl. dazu Abbé Delaunay, Le livre d'Heures de la Reine Anne de Bretagne. Traduit du Latin et accompagné de notices inédites. Paris, chez L. Curmer, 1841). Aus dem genannten Buche stammt die wiederholt veröffentlichte, unvollständige Lithographie. Die offizielle Veröffentlichung ist eine facsimile-Ausgabe der Nationalbibliothek, „Heures d'Anne de Bretagne. Réproduction réduite des 63 Peintures du Manuscrit Latin 9474 de la Bibliothèque Nationale. Imprimerie Berthaud Frères“, Paris; ohne Jahr, um 1900. Die Einleitung ist mit H. D. gezeichnet. Diese Ausgabe enthält die Miniaturen in zwei Folgen: 1. die 63 großen, ganzseitigen Buchgemälde; sie bestehen aus 49 großen Miniaturen, 12 Rahmenzeichnungen für die Kalenderblätter (darunter unser Mailblatt mit dem Dreistufenbaum), dazu am Anfang und am Schluß je eine Seite mit Ornamenten und Zahlen. 2. den übrigen Text begleiten auf jeder Seite fast 350 Randzeichnungen am äußeren Rande der Blätter; ebie bunte und reiche Welt von Vännen und Blumen mit ihren lateinischen Namen. Von besonderem Werte sind die zahlreichen Tiere, die der

Künstler, vor allem aus der Kleintierwelt, zwischen Bäumen und Pflanzen untergebracht hat. Sie zeugen nicht nur von künstlerischer Meisterschaft, sondern auch von eingehender Naturkenntnis; die Darstellungen von Insekten sind eine Fundgrube für den Entomologen.

Sind die Künstler ihrer Volkszugehörigkeit nach auch nicht genau festzulegen, so darf man doch annehmen, daß sie in den Monatsblättern (die allerdings wohl vorwiegend dem Jehan Bourdichon zuzuschreiben wären) Dinge dargestellt haben, die der Königin Anna aus der bretonischen Heimat vertraut waren. Daß hierzu die Dreistufenpyramide gehört, habe ich in meinem erwähnten Aufsatz dargelegt. Denn die Königin war am 20. Januar 1476 zu Nantes als Tochter des Bretonenherzogs Franz II. und der Margarete von Foix geboren worden. Als Erbin des reichen Herzogtums war sie viel umworben; nach anfänglicher Verlobung mit dem deutschen Kaiser Maximilian wurde sie, nicht ohne einen gewissen Zwang, am 6. Dezember 1491 von dem französischen König Karl VIII. heimgeführt, womit das alte, seit fast tausend Jahren selbständige Herzogtum der Bretonen an die Krone von Frankreich kam. Der ersten politischen Heirat folgte bald die zweite: als Karl VIII. im Jahre 1498 gestorben war, wurde Anna am 8. Januar 1499 die Gemahlin seines Nachfolgers Ludwig XII. Sie starb als noch ziemlich junge Frau am 9. Januar 1514 auf dem Schlosse zu Blois. An ihrem Stundenbuch hat sie sich also noch etwa sieben Jahre erbauen können. J. D. Plassmann.

Die Bücherwaage.

Edmund G. Stengel: Der Stamm der Hefsen und das „Herzogtum“ Franken. Sonderausgabe aus der Festschrift Ernst Heyman, I, S. 129–174. Verlag Hermann Böhlau Nachfolger, Weimar 1940. Der bekannte Kenner deutscher Geschichte behandelt hier eine Frage, die von jeher wich-

tig gewesen ist für die Beurteilung deutschen Stammeswesens, wie auch für das Verhältnis, das zwischen dem ostfränkischen Reiche und den von ihm beherrschten Stämmen bestanden hat. War dies bei den größten Altstämmen der Sachsen, Bayern und Schwaben einigermaßen klar, da es durch die Stammesherzogtümer betont und erhalten wurde, so gilt das nicht für den Stamm der Hessen, die im Alten Reiche kein eigenes Herzogtum hatten. Dabei sind sie nach Jakob Grimm neben den Friesen der einzige deutsche Stamm, der seit des Tacitus Zeiten seinen Namen und seine Elze unverändert beibehalten hat. Aber gerade das zeigt – und das ist schon ein wesentliches Ergebnis von Stengels Untersuchung – daß eben das überlieferte Stammestum stärker und dauerhafter war, als alle rein staatlichen Gebilde; eine Erkenntnis, die auch für unser neues Staatsdenken noch seine große Bedeutung hat. Der Fall liegt hier ähnlich wie bei den Thüringern, die seit dem schicksalhaften Jahre 531 kein eigenes Herzogtum mehr hatten, aber bis heute sich als Stamm im eigentlichen Sinne bewahrt haben, wobei ihr Name, obschon er jahrhundertlang kein Staatsname war, sich ebenso selbstverständlich erhalten hat, wie bei den Westfalen und den Schwaben. Er hat sogar, ursprünglich auf sein niederhessisches Kerngebiet, den Hessengau beschränkt, im frühen oder hohen Mittelalter eine topographische Ausdehnung erfahren, indem er sich auf das gesamte Siedlungsgebiet des Stammes ausdehnte und dann auch den oberhessischen Lahngau mit einbezog. Durch die Landgrafschaft wurde dann dieser Begriff „Hessen“ politisiert und bis heute wieder zu einem Staatsnamen gemacht. Wenn auch von Sprachforschern das unmittelbare Fortleben des Namens der Chatten in dem der Hessen immer noch bestritten wird (m. E. ist das einfach evident; ich denke dabei auch an den Fall Hattabau-Haddeby), so kann man doch mit Gewißheit sagen: Stamm, Name und Land der alten Chatten sind in hohem Maße mit dem der mittelalterlichen und der heutigen Hessen identisch geblieben. Das ist das Endergebnis von Stengels inhaltreicher Untersuchung. Er löst auch die Frage, ob die Hessen im Mittelalter nur ein „Teilstamm“ des angeblichen „fränkischen

Stammes“ gewesen sind, m. E. im negativen Sinne. Die Zugehörigkeit zum Reiche und nachher zum sogenannten Herzogtum der Franken war nur eine politisch-militärische, die ihre Spuren lediglich in einer Reihe von Ortsnamen hinterlassen hat. Stengel macht sich hier in sehr fruchtbarer Weise die Ergebnisse der Ortsnamenforschung zunutze, indem er z. B. die heim-Orte in Hessen durchweg als Militärstationen und Verwaltungsmittelpunkte des fränkischen Machtapparates aufweist, die für die stammesmäßige Zugehörigkeit nichts bedeuten und auch bald vom hessischen Volkstum aufgelesen worden sind. Der Stamm ist stärker als der Staat, das Volkstum stärker als die politische Organisation. (Daß die heim-Namen natürlich nicht überall fränkischen politischen Einfluß beweisen, hebt Stengel ausdrücklich hervor). Bei der kritischen Untersuchung des „Herzogtums“ Franken ergibt sich dann die überraschende, aber m. E. endgültig überzeugende Tatsache, daß es ein Herzogtum Franken im Sinne der vier anderen Herzogtümer nie gegeben hat; ebenso wenig wie es einen Stamm der Franken im Sinne der Schwaben, Sachsen und Bayern gegeben hat. „Franken“ hieß ursprünglich einfach all das Gebiet des ostfränkischen Reiches, das nicht zu einem der drei Stammesherzogtümer oder zu dem lotharingischen Herzogtum gehörte (das eine Sonderstellung hatte), es war das Frankenreich an sich, ohne eine Sonderheit. Die Hessen haben nur insofern daran Anteil, als ihr Stammestum nicht in einem Stammesherzogtum seinen Ausdruck fand. Auch in dieser Hinsicht liegt der Fall ähnlich wie bei Thüringen, das immer in Gefahr stand, von Sachsen aufgelesen zu werden, das aber trotzdem seine Art anderthalb Jahrtausende hindurch behauptet hat. Mit Recht hebt Stengel hervor, daß diese beiden mitteldeutschen Stämme zwischen dem mächtigen niederdeutschen Stammesblock und seinen beiden süddeutschen Partnern und Gegenspielern eine sehr wesentliche Aufgabe erfüllt haben: verbindende Glieder zu sein zwischen jenen beiden Polen, die aus sich allein wohl schwer zueinander fanden und noch finden. Und diese Erkenntnis macht seine Arbeit für die Erkenntnis von Volkstum und Reichsgebanen besonders wertvoll. J. D. Plassmann.

Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien

„Im Dom zu Schleswig befindet sich der berühmte Truthahnfries aus dem 13. Jahrhundert, der, da der in Amerika beheimatete Truthahn im übrigen Europa erst nach Kolumbus bekannt wurde, als Beweis für vor-kolumbische Amerikafahrten der Wikinger herangezogen und – u. a. in der „Woche“ – mehrfach diskutiert worden ist. Auch das soeben erschienene umfassende Werk von Alfred Stange, „Der Schleswiger Dom und seine Wandmalereien“ trägt durch seine Feststellungen zur Aufhellung des Truthahnproblems bei. Aber nicht darum sei auf Stanges Buch hingewiesen, sondern weil hier eine ausgezeichnete Darstellung eines unserer bemerkenswertesten niederdeutschen Domes vorliegt, die die Ergebnisse der jüngsten Restaurierung zu einem eindrucksvollen Bild zusammenfaßt. Der Dom, um das Jahr 1100 von wehrhaften deutschen Geschlechtern begonnen, als Schleswig in seiner ersten großen Blüte als Handelsstadt stand, hat sich auch unter der bald darauf einsetzenden dänischen Herrschaft als rein deutscher Bau fortentwickelt, wie Stange an Hand zahlreicher Beziehungen zur niedersächsisch-westfälischen Kunst der Zeit nachweist. Die erst kürzlich von späteren Übermalungen befreiten Wandbilder des 13. Jahrhunderts sind ein ganz besonderer Schmuck des Baus, weht uns aus ihren diesseitig-naturfreundigen Stil doch der große Atem der staufischen Klassik an. Unter den Händen des unbekannten Genies, dem diese Bilder zu verdanken sind, verschmolz in einer Reihe von Bildnissen der ritterliche Geist des Nibelungenliedes mit dem Wikingertum der hansischen Bürger zu einem deutschen Denkmal schlechthin. Als solches hat uns der ganze Schleswiger Dom nach Stanges Ausführungen mehr noch als bisher zu gelten. Der Idee und dem Gehalt des Buches entspricht auch seine vorbildlich würdige äußere Form.“

Heraeus, „Die Woche“, Heft 34, 20. Aug. 1941

Das Werk, mit 33 ganzseitigen Tafeln und 22 Abbildungen auf Kunstdruck, in Leinen RM. 6.80, ist sofort lieferbar. Abnehmer-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem.

Deutsche Weihnachten

Ein Wegweiser für Gemeinschaft und Familie

Herausgegeben von R. H. Bölay

Reich bebildert. 204 Seiten groß-8°. Halbleinen RM. 6.80

Dieser reichhaltige und bebilderte Band bringt in 6 Kapiteln neben Anregungen zur Ausgestaltung des Festes und Brauchums hinweisen Lieder, Gedichte, Erzählungen und Märchen u. a. von Hans Baumann, Werner Beumelburg, Hans Fr. Blund, Herb. Böhm, Herm. C. Busse, Herm. Claudius, E. C. Dwyer, Gorch Fock, Marie Hamann, Rob. Hohlbaum, Rud. Kinau, Agnes Miegel, Kurt Pastenaci, Hans Siegmund.

Hier wird der deutschen Familie und jedem, der sich in Gliederungen und Gemeinschaften mit Feiern und Freizeitgestaltung zu beschäftigen hat, endlich ein grundlegendes und erschöpfendes Sammelwerk für Gestaltung und Beschäftigung während der Weihnachtszeit geboten.

Widukind-Verlag / Alexander Bock / Berlin

Hauptverleger: Dr. J. Otto Plassmann, Berlin-Dahlem, Pöhlstr. 16. Anzeigenleiter: Gerda Grünberg, Berlin-Dahlem. Abnehmer-Stiftung Verlag, Berlin-Dahlem, Ruhlandallee 7-11. Buchhandlung Kasper & Callweg, München. Offizialdruck J. P. Himmer, Augsburg. Gesamte grafische Gestaltung: Eugen Niedinger, Augsburg.